Exzentrische
Liebes- und
Künstler-
geschichten
Otto Grautoff.

COLL. U. M.
ART IN FICTION

66/4758

Exzentrische Liebes- und Künstlergeschichten

von

Otto Grautoff

Leipzig
Verlag von L. Staackmann

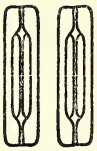
Alle Rechte vom Verfasser und Verleger vorbehalten. Das Buch wurde gedruckt von C. Grumbach in Leipzig. Prof. Julius Diez in München entwarf die Titelzeichnung, nach welcher der Einband in der Dampfbuchbinderei vorm. F. A. Barthel in Leipzig hergestellt wurde.

Thomas Mann,

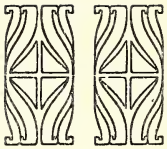
dem Menschen und dem Dichter

für viele Jahre treuer Freundschaft.

Paris im Sommer 1907.



Hans Pahlen.



Hans Pahlen.

Hans Pahlen hatte schwarzes Haar, eine gelbliche Hautfarbe und eine Nase, die weit aus dem Gesicht herausschoß. Seine Stirn stieg gerade und hoch auf, und seine blauen Augen blickten unruhig flackernd und erstaunt in die Weite. Eine heftige Lebhaftigkeit, eine nervöse Hast war in ihm. Nie saß er still, beständig quirlte er umher; es hatte den Anschein, als flüchte er fortwährend vor sich selbst. Man erzählte zwar, daß er zuweilen, wenn er alleine zu Hause war, still und ruhig vor seinem Schreibtisch saß und stundenlang mit versonnenen Blicken gedankenvoll hinaus in die Ferne schaute. Jemand wollte ihn sogar einmal schluchzend an seinem Schreibtisch angetroffen haben; aber dergleichen unwesentliche Züge kommen wirklich nicht in Betracht.

Hans Pahlen war ein Spaßvogel. Mit breiten, fleischigen Händen gestikulierte er lebhaft in eckigen Bewegungen und erzählte die seltsamsten Geschichten, die gewagtesten Abenteuer, die absonderlichsten Anekdoten; er war von einer tiefen Albernheit.

Einst hatte einer seiner Freunde ihm den

Namen „Hans Quast" gegeben. Dieser Name hatte die Runde gemacht und war lange Zeit an ihm haften geblieben.

* *
*

Würde ich einmal heiraten — oh, das müßte ein Fest geben. Alle Häuser der Ludwigstraße müßten geschmückt werden mit Blumen, mit Lilien, Seerosen, arktischem Mohn und Glockenblumen; dazwischen verstreut schwer duftende Tuberosen. Die Straße müßte bespannt werden mit kostbaren, persischen Teppichen, in die mit Seide und Silber riesenhafte Fabeltiere gestickt sind; andere wiederum müssen einen dichten Wald von Blumen und Sträuchern darstellen mit Granaten und Lotosblumen. Wunderschöne Knaben in rotem Sammet bilden Spalier und halten Weihrauchschalen in den Händen. Und dann der Hochzeitszug! Voran zwei Knaben, in weiße Seide gekleidet, die an goldenen Ketten einen Löwen mit einer nie gesehenen Mähne führen. Auf dreizehn Dromedaren folgt die Kapelle: voran drei Harfenspieler; Paukenschläger, Trompeten- und Flötenbläser ziehen hinterdrein. Nach einer Pause folgen dreizehn prachtvolle Leoparden, die an unentwirrbar verschlungenen Ketten, in denen Türkise aufblitzen, von abermals dreizehn blonden Jungfrauen geführt werden. Wieder ein Zwischenraum. Dann ziehen auf prächtigen, weißen, arabischen Hengsten, deren Schweife bis auf die Erde reichen, Posaunenbläser vorüber, die in strahlende Silber-

panzer gekleidet sind. Und darauf das Brautpaar! Auf zwei weißen Elefanten, deren Rüssel in zartem Rosa auslaufen und die mit aromatischen Oelen parfümiert sind, welche die Melancholie aus der Seele bannen sollen, muß das Brautpaar reiten. Mit ihren gutmütigen, blauen Augen blicken die Elefanten verständnisvoll zur Seite; sie ahnen sehr wohl, daß sie auf ihrem breiten Rücken zwei festlich geschmückte Menschen hinein in das Glück tragen.

Die Braut hat tiefschwarzes Haar, das bis auf den weißen Rücken des Elefanten herabfließt, und trägt auf der Stirn einen Riesenopal von seltener Größe und phantastischem Farbenspiel. Ihr Kleid ist gestickt aus Fäden von Silber und Seide, in das milchige Kymophenen eingeflochten sind; eine breite Borde von leuchtendem Rot bildet den Saum; hinter einem Schleier aus dünner, dämmeriger Gaze verhüllt sie ihr Gesicht. Ich aber trage eine goldene Rüstung, besetzt mit Karfunkeln aus glühendem Scharlach und Rubinen. Direkt hinter uns fährt in einer Kutsche aus lauterem Gold, bespannt mit vier Apfelschimmeln, die von unsichtbarer Hand gelenkt werden, der Erzpriester, ein Mann mit weißem Gesicht, langem weißen Bart, halb gutmütigen, halb schelmischen Augen und von sagenhaftem Alter. Hinterher kutschiert ein Taxameter; drinnen sitzt ein Heilgehilfe, demütig und mager, der mit den Armen eine riesengroße Flasche mit brausendem Brom umklammert hält, für den Fall, daß dem hohen

Herrn in der goldenen Kutsche einmal schlecht werden sollte, was immerhin leicht zu befürchten ist, da der hohe Herr an Altersschwäche leidet . . .

* * *

Solche Geschichten erzählte Hans Pahlen.

Ein anderes Mal erzählte er:

Denken Sie, welches Abenteuer ich erlebt habe. Vorgestern fuhren Freunde von mir nach Genua. Ich hatte versprochen, sie an den Bahnhof zu begleiten, und ich war auch eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges schon auf dem Bahnhof. Da sehe ich sie kommen, beide in Reisekostümen, bepackt mit Koffern, Handtaschen und Hutschachteln. Mir wurde bei diesem Anblick recht melancholisch zu Mut; denn offen gestanden, ich wäre sehr gerne mitgefahren nach Genua. Jedoch es ging nicht, es ließ sich nicht machen. Melancholische Stimmungen aber wollen die Menschen nicht; solange man nicht allein ist, gebietet es der Takt, sie zu betäuben, zu übertönen, zu ersticken. Mich packte also plötzlich eine krampfhafte Fröhlichkeit, eine Ausgelassenheit, ein Übermut, und ich ließ mich hinreißen zu den absonderlichsten Späßen. In meiner tollen Laune fiel mir ein: Ich fahre mit, ich fahre soweit mit, wie mein Geld reicht, das ich in der linken Tasche meines Portemonnaies habe. Entschlossen schritt ich auf den Schalter zu, leerte ohne hinzusehen die linke Tasche meines Portemonnaies und zählte dem Beamten neun Mark und fünfunddreißig Pfennige hin und

sage, nicht ohne einen gewissen Grad von Freundlichkeit:

„Herr Beamter! Um zehn fährt ein Zug nach Verona, nach Genua, nach Mailand und Florenz. Es ist ein recht angenehmer Zug; er fährt schnell und behaglich. Man kann wohl sagen, es ist gewissermaßen eine Lust mit diesem Zuge zu fahren. Ich möchte meine letzte Barschaft aufwenden, um einmal mit diesem angenehmen und behaglichen Zuge fahren zu können. Geben Sie mir ein Billet zweiter Klasse zu diesem Zuge für neun Mark fünfunddreißig." Dem Beamten schienen dergleichen Wünsche noch nicht oft vorgetragen worden zu sein. Es erwies sich, daß er ein eigensinniger Kopf war, der durchaus kein Verständnis hatte für die Wünsche des reisenden Publikums. Er verstand mich nicht und wollte mich nicht verstehen, dieser Starrkopf. Er steckte seinen vierschrötigen Schädel zum Schalterfenster heraus und sah sich hülfesuchend nach allen Seiten um.

Da schrie ich ihm ins Gesicht: „Ich bin nicht so verrückt, wie Sie glauben." Der Beamte fuhr zurück und stieß sich den Kopf an den Fensterrahmen. Endlich nach langen Auseinandersetzungen gelang es mir, ihn dazu zu bewegen, mir eine Fahrkarte auszuhändigen. Er nannte eine Stadt, die ich nicht kannte und deren Name ich nicht verstand. „Acht Mark siebzig" sagte er unwirsch. „Kaufen Sie für den Rest Ihren Kindern ein Spielzeug," rief ich ihm nach und lief davon, denn es war höchste Zeit.

Meine Freunde waren höchst belustigt über diesen absonderlichen Einfall. Ich zeigte dem Schaffner meine Fahrkarte, drückte ihm eine Mark in die Hand und bat ihn, mir zu sagen, wann ich aussteigen müsse. Meine gute Laune, meine Albernheit, mein Übermut wuchsen und strömten auf meine Freunde über, rissen sie mit fort. Wir kamen auf die absurdesten Einfälle. Einmal versuchte ich während der Fahrt im Coupé Kopf zu stehen; es gelang vortrefflich. Darauf schlug ich vor, man solle einmal versuchen, wer die meisten Cigarren gleichzeitig rauchen könne. Ich brachte es auf fünf. Einer meiner Freunde aber, dessen Mund mehr in die Breite ging, vermochte sieben Cigarren auf einmal im Munde zu halten und paffte das schmale Coupé so voll, daß wir uns kaum noch erkennen konnten. Dann kam einer von uns auf den Einfall, Stiefel und Strümpfe auszuziehen und die Cigarre zwischen den Zehen zu halten.

Wir waren wohl zwei, drei Stunden gefahren, als der Zug plötzlich hielt, der Schaffner ins Coupé trat und meldete, daß ich jetzt aussteigen müsse. Ein paar rasche Händedrücke, ein paar Wünsche für die Zukunft, das Läutewerk der Station erschallte — und der Zug fuhr weiter, hinaus in die Nacht. Ich aber blieb allein zurück auf dem Bahnhofe einer Stadt, die ich nicht kannte, deren Namen ich nicht einmal wußte. Ich frage den Inspektor, wann der nächste Zug zurückfahre. Drei Uhr fünfzehn. Jetzt war die Uhr halb eins.

Ich trete also aus dem Bahnhof heraus und lege mich auf dem Abhang der Landstraße, die in die Stadt führte, zum Schlafen nieder. Ich schlief sofort ein und schlief lange und tief. Es war schon hell, als mich jemand kräftig an der Schulter rüttelt.

„Sind Sie tot?" fragte ein bärtiger Mann.

„Danke, nein," antwortete ich erwachend. Es war ein himmelblauer Tag, und die Sonne schien mir hell in's Gesicht. Ich hatte natürlich den Zug verschlafen. Die Uhr war sieben. Ich ging zurück zum Bahnhof und wartete verstimmt, mißmutig und ärgerlich den nächsten Zug ab. Um zwei Uhr nachmittags bin ich wieder hier eingetroffen — — — —

* *
*

Solche bizarren Geschichten erzählte Hans Pahlen.

Es begab sich wohl zuweilen, daß jemand, der ihn gut und lange kannte, unzweideutig erklärte: „Herr Pahlen, das ist wieder alles gelogen."

Hans Pahlen fühlte sich jedesmal durch eine derartige Verdächtigung tief beleidigt und erwiderte dann mit einem treuherzigen, offenen Blick: „Gnädige Frau, ich lüge nie."

Überall sah man ihn gern. Er hatte seine Stellung in der Gesellschaft. Seine Freunde luden ihn ein, begrüßten ihn jedesmal herzlich; er mußte verrückte Geschichten erzählen, und sie lachten über ihn. Niemals war Hans Pahlen schlechter Laune.

Plötzlich aber geschah es, daß er alle Einladungen absagte. Man sah ihn nicht; niemand wußte, wo er war. Einige seiner nächsten Freunde wurden allmählich besorgt; sie suchten ihn auf; aber niemand öffnete ihnen. Dann bekam eines Morgens sein vertrautester Freund folgenden Brief:

An alle, die es angeht.

Ich bin ein Spaßvogel, nicht wahr? Ein Schwänkemacher, ein Possenreißer, ein Witzbold, nicht wahr, ist es nicht so? Weshalb liebtet ihr mich, meine Freunde, weshalb kamt ihr so oft zu mir, weshalb batet ihr mich so häufig zu euch? Weil ich eure Grillen fing, nicht wahr? Weil ich mit meinen närrischen Späßen euch belustigte und eure Verdauung durch meine Albernheit förderte. Schon, wenn ihr mich von ferne auf der Straße sahet, lachtet ihr, weil ihr euch der letzten, komischen Geschichte entsannet, die ich euch erzählt hatte. Und wenn ich neben euch stand, klopftet ihr mir freundschaftlich auf die Schulter und fragtet: Nun, Lieber, was gibt es neues? Und wenn ihr so fragtet, so waret ihr gierig auf eine neue Albernheit meinerseits. Und ich gab sie euch, ich habe euer Lachbedürfnis stets in Ehren gehalten. Ich habe euch niemals enttäuscht. Und ich werde euch auch am Schlusse noch einen guten Witz hinwerfen. Ihr sollt nicht sagen, daß ich am Ende meines Lebens aus der Rolle gefallen wäre.

Aber seht, meine Freunde, ihr seid undankbar

gewesen gegen mich. Ihr hießet mich, euch lachen zu machen; aber ihr fragtet niemals nach meinen Stimmungen, nach meinen Bedürfnissen und sorgtet euch niemals um den Hintergrund, dem mein Narrenspiel entströmte. Ihr fragtet niemals, ist es Lust oder Schmerz, die ihn so albern und übermütig machen, ist es Jubel oder Verzweiflung? Wart ihr zu dumm oder zu träge dazu? Ich weiß es nicht und ich will es nicht mehr wissen. Aber etwas sollt ihr in dieser Stunde noch von mir wissen: Ich verachte euch, ich habe euch immer verachtet. Und diese Verachtung hat mich stark gemacht gegen das Glück und gegen das Unglück. Was man erkennt, ist der Verachtung wert. Was man verachtet, kann niemals mehr uns Lust und Schmerz bereiten. Ich war stark in meiner Verachtung. Nun aber bin ich schwach und voll glühender Sehnsucht.

Das Bild eines erhöhten und siegreichen Lebens mit seiner verklärenden Kraft lockte mich, verführte mich, verleitete mich zur Anbetung. Die Erkenntnis dieses Bildes ward nicht getrübt vom Ekel; es ließ, je weiter ich in dieses Bild eindrang, die Sehnsucht überschäumen über alle Ränder. Ein mit Rosen umkränzter Pfeil hatte mich getroffen und sein Gift meine Verachtung in eine enthusiastische Leidenschaft, in einen bacchischen Drang verkehrt.

Es war ein Weib, das Weib eines andern.

Ihr Müden, ihr Nüchternen, ihr Vertrockneten und Alltäglichen wißt nichts davon. Ihr, die ihr

euch täglich badet in kleinen, behaglichen Glücksmomenten, wißt nicht, was es heißt, Verzicht zu tun auf den Frieden, die Ruhe, die Heimat, die ich nahe sah, für mich, der ich einmal um dieses Glück mit heiliger Inbrunst warb. Ich verlor das Gleichgewicht, ich versank in Verzweiflung und spielte vor euch die Komödie, um derentwillen ich euch schätzenswert erschien. Aber ich will nicht verzichten, und ich will nicht weiter die klägliche Rolle eines Spaßvogels spielen. Ich habe genug. Meine Sehnsucht soll frei werden; ich will sie befreien aus dem unzulänglichen Körper, indem sie quälend sich vergeblich müht und ihre Reinheit und Schönheit Schaden leiden könnte. Sie soll frei werden und ihre Flügel sollen in die Weite rauschen, in die Höhe, in die Unendlichkeit, eins werden mit dem Geist.

Hans Pahlen.

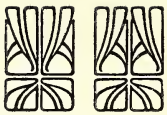
Hans Pahlens Freund hatte diesen seltsamen Brief mit wachsendem Erstaunen und Befremden gelesen. Was sollte es bedeuten? Wollte Hans Pahlen sich töten, war er vielleicht schon tot? Sollte dieser junge Mensch wirklich ein tragischer Komödienspieler sein, sollte dieser Possenreißer wahrhaftig einer derartigen Empfindlichkeit und Sentimentalität fähig sein?

Er machte sich auf und ging in die Wohnung Hans Pahlens. Die Thür war verschlossen. Er holte einen Schlosser und ließ sie gewaltsam aufbrechen.

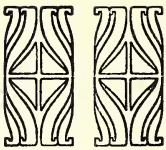
Auf dem Korridor stand ein kleiner Tisch; drauf lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

Meine Wohnungsschlüssel liegen im Arbeitszimmer. Die Leiche befindet sich in der Badewanne.
Hans Pahlen.

Das war Hans Pahlens letzter Witz.



Die Automatenfrau.



Die Automatenfrau.

Es gibt Menschen, denen alles glückt, was sie anfangen. Es gibt Menschen, deren Leben in einer gerade aufsteigenden Linie verläuft, die im reifen Alter dastehen mächtig, glanzvoll auf dem Gipfel aller irdischen Glückseligkeit. Sie wissen selbst nicht, wie sie dorthin gelangt sind; so glatt, so einfach, so selbstverständlich verlief ihr Schicksal. Wiederum gibt es Menschen, die trotz aller Mühen, trotz aller Plagen und allen Fleißes es zu nichts bringen, die niemals eine Heimat finden im Leben.

Jeder kennt wohl in der Stadt, in der er lebt, Leute, die sich durch ein stattliches und angenehmes Äußere auszeichnen, ein respektables Einkommen haben, sich elegant kleiden, mit Intelligenz und Geschmack begabt sind, sich durch eine feine Bildung und einen munteren Witz hervortun, die aber trotz aller dieser ersichtlichen und bemerkenswerten Vorzüge nicht dazu gelangen, sich durch eine glückliche Heirat eine gesicherte und angesehene Lebensstellung zu erringen.

Ein solcher Mensch war auch Jakob Wohlbrand. Er war zweiunddreißig Jahre alt, hatte

eine normale Figur, einen nicht gerade abstoßenden, vierschrötigen Kopf, schwarzes Haar, braune Augen, eine feine weiße Gesichtsfarbe und überaus schmale, knochige Hände. Jakob Wohlbrand war voller Witz; seine albernen Späße waren stadtbekannt, und er brachte mit seinen absurden, exzentrischen Geschichten jede Gesellschaft zum Lachen. Wo er erschien, entzündete er rasch eine ausgelassene Heiterkeit. Vielleicht kam es daher, daß man ihn auch in seinen Gefühlen oft nicht sonderlich ernst, sondern leicht von der komischen Seite nahm. Jakob Wohlbrands Komik und Albernheit war, was die meisten leicht übersahen, immer nur eine Art von Galgenhumor. Im Grunde genommen war er ein weiches, empfindsames Gemüt von einer liebebedürftigen und auch schenkenden Herzensgüte, die unter der Einsamkeit weltschmerzlich litt.

Jakob Wohlbrand bezog eine Rente von fünftausend Mark und konnte als Junggeselle recht behaglich leben. Seine schönen Empfindungen ergoß er in formvollendete und empfindungsreiche Verse, die ihm in der Literatur einen geachteten Namen verschafft hatten. Aber das genügte Jakob Wohlbrand nicht. Er litt unter seiner Einsamkeit, verabscheute sein ungeordnetes Junggesellendasein uud sehnte sich nach einem geordneten, bürgerlichen Leben. Kurzum er strebte seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre danach, sich zu verheiraten.

Einmal — das war nun sieben Jahre her —

eines Sommers begegnete er einem jungen Mädchen, das sich lebhaft für ihn interessierte. Sie war aus guter Familie, gewissermaßen gebildet und nicht ohne ein kleines Vermögen. Da sie mit diesen Vorzügen einen offenen Sinn für lyrische Gedichte verband, so erblühte in ihrer zarten Mädchenseele eine Neigung zu dem Dichter und Rentner Jakob Wohlbrand. Sie gingen zusammen spazieren, unternahmen Ausfahrten miteinander, und abends sah man die beiden oft im Ruderboote auf dem See umhertreiben. Alle Welt glaubte, Jakob Wohlbrand und Dorothea Berthold würden ein Paar werden. Da kam plötzlich von irgendwoher ein junger Leutnant, Leutnant Raunagel, ein schmucker junger Mann mit dem üblichen Schnurrbart und der üblichen Krähstimme, so einer, der unwissend und plump in das Glück hineintappt. Dieser junge Leutnant machte seinem unzarten Namen alle Ehre, indem er frisch und derb sich um Fräulein Berthold bewarb und auch wirklich innerhalb einer Woche sie dem weichen und melancholischen Lyriker entriß. Jakob Wohlbrand reiste damals rasch ab. Mein Gott, eine Enttäuschung in Jünglingsjahren ist ein Nichts, keinen Seufzer wert.

Immerhin, Jakob Wohlbrand nahm sich vor, ein zweites Mal mutiger und energischer zu Werke zu gehen. Und das tat er auch. Eines Abends auf der Straße redete er ein junges Mädchen an, ein verschmitztes Mädchen, das die

Bedürfnisse melancholischer junger Leute kannte. Mit ihren geweckten Sinnen erriet sie, was Jakob Wohlbrand in ihr suchte. Sie spielte ihm die Keusche, die Gütige, die Liebevolle vor und appellierte nicht zuletzt an seine Gutmütigkeit. Sie sei momentan in Verlegenheit; aber sie erwarte demnächst eine Erbschaft von einhundert und fünfundzwanzigtausend Mark. Nachdem Jakob Wohlbrand diesem jungen Mädchen, das ihm so herzlich zugetan war, zweiundzwanzigtausend Mark „geliehen" hatte, wurde er doch ein wenig mißtrauisch. Eines schönen Tages entlarvte er sie; sie hatte ihn von Anfang an beschwindelt. Diese Entdeckung kostete ihm ein kleines Nervenfieber, aus dem er sich aber kraft seiner Ironie und Selbstverspottung bald wieder herausarbeitete; und er gelangte wieder in ebenere Bahnen.

In stillen Stunden daheim erschien er aber doch melancholischer und müder als in früheren Jahren. Wie ein Irrlicht flackerte er durch das Leben ohne inneren Halt, ohne einmal Wurzel schlagen zu dürfen. Da geschah es zwei Jahre darauf noch einmal, daß er im Winter auf einem Ball ein junges Mädchen kennen lernte von einer strahlenden, sonnigen Schönheit; unter langen, schwarzen Wimpern lagen ruhevoll und klar die tiefblauen Augen. Jakob Wohlbrand betrachtete mit erstaunten Blicken die symmetrischen, klaren Züge dieses Mädchens, hinter denen er eine freie und reine Seele und eine

jubelnde Kraft weiblicher Leidenschaft vermutete. Er sah Beatrice häufiger, und oftmals schlug sie im Plaudern und Lächeln zu ihm ihre Lider auf. Er durfte in ihrer Nähe verweilen; als er aber einmal ihre schöne Hand — eine schmale Hand von frauenhafter Zartheit — zu berühren versuchte, zog sie diese Hand sanft, aber bestimmt zurück. Und als er wenige Tage später eine Frage an sie richtete, sprach sie mit gesenkten Lidern, unter denen nicht ein Blick hervorzuckte: „Nein, nie!"

Nun ja, er war ein flackerndes Irrlicht, ein Strohhalm im Winde, ein schwankendes Rohr — er war nicht vom Stamme jener, die fest, sicher und stark dastehen im Leben und Zutrauen haben zu sich und der Welt.

Er hatte geworben um das Glück — nun zerbrach etwas in ihm. Anfangs trug er sich mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen; dazu aber mangelte ihm, dem ironischen Melancholiker und melancholischen Ironiker, die Kraft. Er zog sich zurück von seinen Freunden, von aller Welt und vergrub sich in die Einsamkeit. Eine Frau und Kinder würde er nicht mehr bekommen, das stand fest; und doch, seine Sehnsucht verzehrte sich nach dem Weibe. In seiner Verlassenheit ersann sich sein Überschwang von Witz und Albernheit einen listigen Plan, eine absurde Idee.

Er kaufte sich ein weibliches Wachsmodell, das er zu seiner Gattin ernannte. Anfangs stellte

er sie in sein Wohnzimmer und befestigte sie mit einigen Drähten an der Wand. Bald aber genügte ihm das nicht mehr. Er kaufte ihr ein Hemd, Strümpfe und Kleider und zog sie regelrecht an wie eine Dame. Aber waren die Kleider immerhin denen Beatrices ähnlich, so ähnelte diese tote Wachspuppe Beatricen selbst nur wenig. Jakob Wohlbrand suchte bei allen Friseuren der Stadt herum, bis er so kostbares, schwarzes Haar fand, wie Beatrice es selbst trug; er malte ihr Wimpern um die Augen; er erfand einen sinnreichen Mechanismus, mittels dessen er ihr die Augen auf- und zuklappen konnte. Aber die tote Wachsfigur, die in ihrer tiefen Herzensgüte und hingebenden Liebe geruhig alle diese Mätzchen mit sich vornehmen ließ, glich immer noch nicht der lebenden Beatrice. Vor allem war sie so verzweifelt stumm. Wochen- und monatelang saß Jakob Wohlbrand nun gebeugt über mathematischen Berechnungen und physikalischen Versuchen; endlich gelangte er zu Resultaten. Er höhlte seine Gattin aus und brachte in ihrem Innern mehrere sinnreich konstruierte Apparate an; in ihrer Kopfhöhle stellte er einen Benzinmotor auf, den er sorgfältig mit Asbest verkleidete, damit Beatricens Gesicht nicht wegfließen konnte. Der Brustkasten mußte einen Phonograph in sich aufnehmen, und im Unterleib befand sich der Mechanismus zur Bewegung der Gliedmaßen.

Jakob Wohlbrand war glückselig; er hatte ein

Weib. Er saß an seinem Schreibtisch und sagte: „Beatrice, du bist heute so still, mein Kind!“ Dann drückte er auf einen Knopf. Es rasselte kurz: Twww, krrrrr. „Ich liebe dich, Jakob, ich . . .“ Zuweilen allerdings erschien Beatrice heiser oder verstimmt. Jakob Wohlbrand drückte auf einen zweiten Knopf. Aus Beatrices Gehirn stieg ein blauer Rauch auf. Es rasselte und sauste wieder. Dann setzte Beatrice sich in Bewegung und kam auf Jakob Wohlbrand zu; sie umarmte ihn oftmals und machte mit der Zunge ein schnalzendes Geräusch, was einen Kuß bedeuten sollte; oftmals aber geschah es, daß Jakob Wohlbrand bei den liebevollen Umarmungen seiner Gattin ein paar kräftige Schläge ins Gesicht bekam; er mußte dann schnell den Apparat abstellen.

Jakob Wohlbrand war glückselig. Er ging in die Stadt und besorgte seiner Frau eine ganze Aussteuer; jeden Tag bekam sie ein neues Taschentuch; Sonntags mußte sie ein reines Hemd anziehen. Er schenkte ihr Ringe mit kostbaren Edelsteinen, eine goldene Taschenuhr und besorgte ihr die herrlichsten Parfüms. Beatrice klappte dreimal in der Sekunde die Augen auf und zu und sagte rasselnd und hauchend: „Danke schön, Jakob, ich liebe dich.“ Dann schnalzte sie.

Jakob Wohlbrand unternahm Ausflüge und Reisen und schrieb seiner Gattin aus der Ferne die zärtlichsten Liebesbriefe. Kam er zurück, ging er zuerst in einen Blumenladen und ließ seiner Frau herrliche Blumensträuße ins Haus schicken.

Die Kaufleute wunderten sich über den Aufwand, den er trieb, und waren ganz demütig und ehrerbietig; sie adressierten ihre Sendungen aus lauter Ehrfurcht: „Frau Baronin Wohlbrand, Hochwohlgeboren.“ Jakob Wohlbrand war außer sich vor Freude, wenn er das las, und hob sich alle derartigen Adressen sorgfältig auf.

So trieb Jakob Wohlbrand es mehrere Monate. Er hatte Schienen durch die Zimmer legen lassen, so daß Beatrice ihm jetzt überallhin folgen konnte. Während der Mahlzeiten stand sie neben ihm; und wenn er arbeitete, stand sie wie seine Muse hinter ihm und dampfte und roch nach Benzin. Eines Abends drückte Jakob Wohlbrand auf die erforderlichen Knöpfe, und Beatrice, seine Gemahlin, begab sich rasselnd und fauchend in das Schlafzimmer; ihr Gehirn rauchte, und sie rief bald heiser und verstimmt, bald laut und deutlich: „Jakob, ich liebe dich, Jakob, ich liebe dich!“ Die gute Beatrice vergaß in den Zwischenräumen nicht einmal, mit der Zunge zu schnalzen, so verliebt war sie. Die Wohnung roch ein wenig nach Benzin; das bemerkte Jakob Wohlbrand aber gar nicht in seiner Tollheit.....

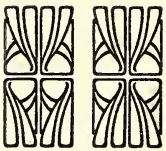
In der unteren Etage erwachten die Leute unmittelbar darauf durch einen Höllenlärm, ein wildes Gestampf, gräßliches Schnauben, fürchterliches Rollen, entsetzliches Geschrei, das mit einem plötzlichen lauten Knall endete.

Ein Herr aus der unteren Etage lief in primitivster Kleidung die Treppe hinauf und läutete

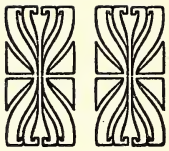
bei Jakob Wohlbrand. Alles war still. Nichts rührte sich mehr.

Als am anderen Morgen Jakob Wohlbrands Dienerin die Wohnung betrat, erschrak sie. In allen Zimmern hing dick und schwer blauer Benzindampf. Die Schlafzimmertür war in die Luft gesprengt; über den Fußboden hatte sich Frau Beatrices Äußeres in Form von flüssigem Wachs ergossen. Die verschiedenen Maschinerien lagen zertrümmert im Zimmer umher. Nur der Phonograph funktionierte noch und rief heiser und krächzend: „Jakob, ich liebe dich, Jakob, ich liebe dich", während Jakob Wohlbrand selbst tot im Bette lag, verbrannt, verkohlt, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Das war das Ende. —

Liebe Leser, nehmt euch ein Beispiel an dieser Geschichte, die sich im Jahre 1905 in München ereignete. Seid tapfer und mutig und versucht mit aller Energie euch rechtzeitig und glücklich zu verheiraten. Geht es schief, so nehmt lieber gleich ein wenig Cyankali, verlaßt euch aber nicht auf derartige Automaten, die doch nie richtig funktionieren und in Momenten der höchsten Leidenschaft, wie hier geschehen, explodieren.



Fernande.



Fernande.

Mit fünfzehn Jahren war Fernande ausgewachsen. Ihre Haare waren tiefschwarz, in ihren braunen Augen flackerte heiter das Feuer des Lebens, ihre Backen waren frisch und rosig. Der schöne Kopf saß auf einem starken und kräftigen Körper, dessen Muskeln sich elastisch dehnten, dessen Linien sich anmutig und graziös bewegten.

Fernande trieb des Morgens barfuß die Kühe durchs Dorf, sie half ihrer Mutter in der Wirtschaft; abends spielte sie mit den Jungen, lief mit ihnen um die Wette, rang mit ihnen und warf gar manchen zu Boden.

Als Fernande sechzehn Jahre alt geworden war, sagte ihr Vater, der Gastwirt Etienne Durand, eines Abends zu seiner Frau:

„Wir müssen Fernande zur Stadt bringen. Sie muß etwas lernen. Es ist nicht genug Geld im Haus; die Jüngeren sollen doch auch erzogen werden."

„Wie du willst," antwortete Frau Durand.

Am nächsten Morgen wurde der Wagen angeschirrt und die Eltern brachten ihre älteste Tochter zur Stadt.

Fernande trat als Lehrmädchen bei einer Modiſtin in Lyon ein. Es wurde ihr ſchwer, ihren Freiheitsdrang zu zähmen; aber ſie gewöhnte ſich daran ſtill zu ſitzen, zu nähen und zu ſticken. Einmal kam ein Artillerieleutnant zufällig in das Atelier der Modiſtin. Er ſah Fernande. Fernande blickte von ihrer Arbeit auf . . . . . in ihren Augen flackerte heiter das Feuer des Lebens, ihre Backen waren friſch und roſig. . . .

Als Fernande ſechzehn und ein halbes Jahr alt war, wurde ſie die Geliebte des Leutnants Claude Pernot. Allabendlich um die ſiebente Stunde holte Claude ſie ab; ſie ſpazierten zuſammen ein Stündchen durch die Straßen, ſpeiſten in einem Reſtaurant und ſtiegen dann die vier Treppen zu Leutnant Pernots Wohnung hinan. Dies währte ein Jahr.

Fernande wurde ſchön. Fernande wurde begehrenswert. Ein junger Dichter ging auf der Straße an ihr vorüber und ſah ſich dreimal nach ihr um. Als er ſie zum zweiten Male traf, blieb er gerade vor ihr ſtehen und zog tief den Hut. Aber Fernande ließ den jungen Dichter ſtehen; denn ſie war die Geliebte eines Andern, dem ſie herzlich zugetan war. Der junge Dichter ſchrieb ihr glühende Briefe, ſchickte ihr viele Verſe, in denen er von ihrer Schönheit ſang. Fernande beantwortete keinen der Briefe; aber ſie verwahrte die Briefe und die Verſe alle in einem verſchwiegenem Winkel. Nach wieder einem Jahre

wurde Leutnant Claude Pernot nach Bordeaux versetzt.

Es vergingen nur zwei Monate, da ließ Fernande es sich gefallen, daß Léon Vollard, der junge Dichter, sie nach Hause begleitete. Wenige Wochen vor ihrem neunzehnten Jahre wurde Fernande die Geliebte dieses jungen Dichters. Sie lernte die Gedichte ihres Geliebten auswendig und zuweilen mitten in der Nacht, wenn der Mond sein Silberlicht durch das Fenster goß, klangen die Verse, die ihr Liebster gedichtet hatte, von ihren Lippen. Léon schloß sie stürmisch in seine Arme und küßte sie dankbar auf den Mund.

Das währte drei Jahre. Léon Vollard hatte seinen ersten Gedichtband herausgegeben. Es wurde für ihn jetzt notwendig nach Paris überzusiedeln, um als Literat Karriere machen zu können. Fernande begleitete ihn. Das war in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahr. Sie bezogen eine gemeinsame Wohnung auf Montmartre, inmitten jenes Viertels, in dem ein besinnungsloser Leichtsinn, ein betäubender Taumel die Menschen in eine schamlose Wildheit reißt. Der Strudel ergriff auch sie. Sie gerieten in einen Kreis von Literaten, Journalisten, Bildhauern und Malern. Sie besuchten die Theater und die Tanzböden; sie saßen nächtelang in den Bars und Cafés am gleichen Tische mit Modellen, Kokotten und Dirnen — geschminkte Masken, deren letzte Verzweiflung für jede Stunde des

Tages und der Nacht nach Berauschung verlangt. Sie sahen nicht die Verzerrung der Venus in dieser wüsten Tollheit. Sie verloren sich selbst in diesem ziellosen Jagen, diesem zerrüttenden Hetzen nach Genüssen. Einmal nach einem Feste geschah es, daß Fernande ihrem Geliebten untreu wurde. Ein vierzigjähriger Journalist faßte sie um die Taille, flüsterte ihr etwas Unerhörtes ins Ohr, daß sie zusammenschrak und zog sie mit sich fort. Er hatte eine so seltsame Art sie zu lieben, die ihr Verlangen mehrte. So kam es, daß sie häufiger sich zu ihm stahl. Aber dann warf sie sich Léon wieder in die Arme; sie vergruben sich in Ausschweifungen, und sie durchlebten den ganzen, verzweiflungsvollen Verwesungsprozeß ihrer reinen, natürlichen, jugendfrischen Liebe.

Léon wurde müde; er fühlte, daß er zermalen wurde. Diese Zuckungen und Windungen unersättlicher Gier zerrütteten ihn. Er raffte sich auf und trennte sich von Fernande. In einem anderen Stadtviertel richtete er ihr eine Wohnung ein und Fernande versprach ihm, ein Modeatelier zu eröffnen. Zweimal in der Woche fuhr sie gegen Abend zu ihrem Geliebten nach Montmartre; die übrigen Tage war sie allein. Sie hatte den besten Willen zu arbeiten. Sie kaufte sich ein Geschäftsjournal, das sie sorgfältig in mehrere Rubriken einteilte; aber es kam nichts, was es darin einzutragen gab. Hin und wieder verirrte sich einmal eine Dame zu ihr; und es kam eine Einnahme von fünf Frank. Aber das war alles.

Da geschah es eines Tages, daß ein fremder Herr sie besuchte. Er machte nicht viel Umstände, schon in den ersten Minuten sprach er klar und unzweideutig seine Wünsche aus. Und als er wieder fortging, ließ er einen Louisdor zurück. Fernande holte sofort ihr Geschäftsjournal und trug unter die Rubrik Einnahmen zwanzig Frank ein. Wie hübsch sich diese stattliche Summe in dem Buche ausnahm! Es war wirklich eine Freude das zu sehen. Und der Herr kam wieder. Bald war er nicht mehr der einzige. Es kamen andere Herren; es kamen viele Andere. Seite um Seite ihres Geschäftsjournals füllte sich; unten auf jeder Seite gab es eine stattliche Addition. Fernande war jetzt stark in Anspruch genommen. Sie stellte des Sonntags Wochenzettel auf für die Rendezvous der kommenden sieben Tage, teilte ihre Zeit ein, disponierte, bestellte den ersten für den Nachmittag, eilte gegen Abend zu dem zweiten und verabredete sich mit dem dritten für eine spätere Stunde. Stets war sie pünktlich, stets war sie heiter und liebenswürdig, stets zärtlich und liebevoll. Und jeder ging beglückt von dannen. Halbjährlich trug sie tausend Frank auf die Bank, die sie in sicheren Papieren anlegen ließ.

Das ging so zwei Jahre.

Léon Vollard, der trotz vieler wilder Ausschweifungen immer noch der stille, schwärmerische Träumer geblieben war, ahnte von diesem Lebenswandel seiner Geliebten nichts. Seitdem sie ge-

trennt wohnten, war er allerdings eifersüchtiger geworden. Er fragte Fernande häufig: „bist du mir auch immer treu, Liebste?“

„Gewiß, mein Liebling,“ gab sie zur Antwort und küßte ihn auf den Mund. Ihre hingebungsvollen Zärtlichkeiten ließen ihn immer wieder an ihre Treue glauben. Doch zuweilen beschlich ihn Mißtrauen. Dann suchte er Fernande unerwartet mitten in der Nacht auf, nur um zu sehen, ob sie allein sei. Und sie war allein; denn der andere war schnell durch eine Hintertür verschwunden.

Fernande war 28 Jahre alt. Ihre Haare waren tiefschwarz; in ihren braunen Augen flackerte heiß das Feuer des Lebens; ihre Backen waren frisch und rosig; wie zwei reife Erdbeeren schimmerten ihre roten Lippen. Der schöne Kopf saß auf einem starken und kräftigen Körper, dessen Muskeln sich elastisch dehnten, dessen Linien sich anmutig und graziös bewegten. Kein Makel entstellte ihre blühende Schönheit. In den tollen Stürmen, in die Leichtsinn und Wildheit sie gerissen hatten, hatte ihre Schönheit sich rein und unberührt bewahrt.

„Ist das das Laster?“ fragte sich ein junger Deutscher, als er sie das erste Mal sah, „ist das die Sünde, die Verworfenheit?,“ indem er er sie mit Sentimentalität und Gründlichkeit betrachtete. „Nimmermehr,“ sagte er entschlossen. Nachdem er seine deutsche Schwere und Tiefe durch ein wenig Leichtigkeit aufgemuntert hatte, sah er ihre Schönheit, sah er, wie heiter und

herrlich die Triebkräfte der Natur in diesem Wesen blühten, lernte er in ihr die Unendlichkeit der Natur begreifen, in der Unendlichkeit ihrer Leidenschaft, in dem ewigen Strom ihrer überschäumenden Liebeskraft, die den vielen, denen bittere Enttäuschungen des Lebens ein Glück zu zweien nicht hatte erreichen lassen, eine Illusion dieses Glückes verschaffte, in ihre Bitterkeit eine Süße mischte, wenn sie schweigend genossen und glaubten ohne zu fragen.

Und es begab sich, daß dieser junge Deutsche sich mit seiner ganzen, deutschen Gründlichkeit in Fernande verliebte. Es währte lange; aber er gewann wirklich ihr Herz. Fernande war dankbar für seine Herzensneigung und verschwendete an ihn ihre beste Zärtlichkeit.

Fernande war jetzt dreißig Jahre alt. Sie hatte sich fünftausend Frank erspart. Das genügte um einen Modesalon in einem belebten Stadtviertel zu eröffnen. Sie arbeitete jetzt von früh bis spät; und mußte nacheinander drei Gehilfinnen einstellen. Ihre Freunde verloren sich nach und nach. Léon Vollard kam immer seltener und blieb endlich ganz fern. Nur der junge Deutsche hing mit rührender Zärtlichkeit an ihr und ließ nicht von ihr. Er bekam sogar einen heftigen Schreck, als Fernande ihm eines Tages mitteilte, ein Kaufmann aus Lyon hätte um ihre Hand angehalten und sie gedenke den Antrag anzunehmen.

Ein halbes Jahr darauf verkaufte Fernande ihren Modesalon und heiratete den Kaufmann

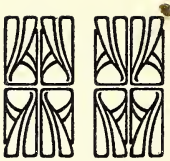
Claude Bonnard, der ein blühendes Weingeschäft in Lyon innehatte. Fernande brachte ihrem Manne 10000 Frank mit in die Ehe. Während ihrer beiden ersten Ehejahre besuchte sie der junge Deutsche im Sommer in Lyon. Dann verlor er sie aus den Augen.

Fernande ist jetzt achtunddreißig Jahre alt. Sie hat einen Sohn, der ist sieben Jahre alt, und eine Tochter von fünf Jahren.

Das ist die gewöhnliche Geschichte eines einfachen Mädchens aus der Provinz, das ihre glücklichsten Jugendjahre in Paris verlebte. Mädchen dieser Art sieht man auf den Boulevards, in den Cafès, in den Modeateliers. Zu Tausenden verbraucht Paris Mädchen dieser Art.

Eine starke Natur läßt sich von der Liebe nicht zermalen. Fernande gehörte zu diesen starken Naturen.

Im Wirbel.



Im Wirbel.

„Malchen, Blondkopf, ich liebe dich. Du guter Himmel, Malchen, wie blond du biſt. Du biſt ſozuſagen die äußerſte Spitze der Blondheit, Malchen. Schelmiſch blitzen deine blauen Augen und deine Wangen ſchimmern roſarot wie frühreife Äpfel. Eine höllenheiße Muſik brauſt mir im Blute, Malchen — ſo liebe ich deine Blondheit. Mit Narrheit erfüllt mich deine Blondheit, Malchen. Laß mich einmal deine Wangen berühren, Malchen, laß mich dein blondes Haar küſſen, Malchen. Du biſt wie das Maßliebchen; öffne mir deinen Kelch in der Nacht, Malchen . . . . . .

„Kommſt du morgen, kommſt du morgen zu mir? Es iſt mein Geburtstag. Laß mich in dieſer Nacht hinein in das Glück ſegeln. Zünde in dieſer Nacht die Lichter in deinem Herzen an.

„Ich will mit vergoldetem Holz den Kamin heizen und hundert Kerzen ſollen an meinem Bette flammen, dir zur Feier . . . . . .

„Kommſt du morgen, Malchen? Es iſt mein Geburtstag. Ich will einen ganzen Eimer Bowle bereiten, wenn es dir Freude macht, und ich will

einen Turm von Kuchen aufbauen, wenn es dir Freude macht. Ich würde sogar eine Stunde lang auf dem Kopfe stehen, wenn ich wüßte, daß dir das Freude bereitet. Wenn du nur kommen würdest, Malchen, mich zu führen aus der Liebe Irrgang mitten hinein in den Frieden, den Hafen, die Ruhe, mitten hinein in das Gold. Ach, aber du wirst ja nicht kommen! . . . . . "

Heinz Werner hatte diese Worte aus so bewegtem Herzen, aus so guter Begeisterung herausgesprochen, atemlos, hastig wie getrieben von einer unendlichen Angst, die ihm im Genick saß. Malchen lachte, schaukelte sich in einem munteren Lachen. Sie fand es so tief erheiternd, daß Heinz Werner mit vergoldetem Holz seinen Kamin heizen wollte. Langsam erholte sie sich. Dann sagte sie:

„Nein, Heinz, ich werde nicht kommen. Ich werde niemals kommen. Sie sind mir zu sonderbar; ich fürchte mich vor ihnen. Und dann: Ich kann überhaupt nicht so schnell . . . . ich kann mich nicht so wegwerfen. . . . . Aber reden Sie weiter; es ist so komisch, Ihnen zuzuhören."

Heinz Werner blieb stehen. Eine Qual stieg düster in sein Gesicht, und er wurde sehr ernst. Sodann zog er den Arm aus dem Arm seiner Begleiterin, sah sie vorwurfsvoll an und wiederholte langsam und eindringlich:

„So schnell . . . . wegwerfen . . . . Ein Irrlicht brennt mir im Blute. Warum willst du es mir nicht löschen?"

Heinz Werners Stimme zitterte merklich bei diesen Worten; dann aber lachte er plötzlich grell auf und fuhr bitter fort:

„Gut. Dann nicht. Wozu auch? Alles ist Unsinn. Ich werde Sie lassen . . . . . Sehen Sie, Fräulein Malchen, die Dame dort mit den hübschen Augen und dem roten Mündchen? Das ist meine Freundin, meine Maitresse sozusagen, ein Mädchen, das mir zu Willen ist für Geld und gute Worte."

Die Dame kam näher.

„Guten Abend, Fernande," sagte Heinz Werner und griff nach ihrem Arm. Mit einer harten und bitteren Miene wandte er sich dann zu Malchen; in scharfem Hohne sprach er:

„Ich empfehle mich Ihnen für heute Abend, Fräulein Malchen. Gewiß, ich habe nur meine Possen mit Ihnen getrieben. Ich liebe Sie nicht. Glauben Sie nur nicht, daß ich in Sie verliebt bin. Ich finde Sie häßlich mit ihrem strohgelben Haar und Ihrem lächerlichen Kindergesicht. Dumm finde ich Sie obendrein auch noch. Guten Abend, Fräulein Malchen. Ich wünsche angenehm zu ruhen. Und morgen ist überhaupt nicht mein Geburtstag, wenn Sie es noch nicht wissen sollten. Aber selbst, wenn mein Geburtstag etwa doch wäre, so verbiete ich Ihnen hiermit mir zu gratulieren. Haben Sie mich verstanden? Ich wünsche keinen Glückwunsch von Ihnen zu erhalten; ich wünsche überhaupt nicht, daß Sie mir fortgesetzt nachlaufen. Im übrigen, schlafen Sie wohl, Fräulein Malchen."

Nach dieſen Worten zog Heinz Werner ſeine neue Begleiterin mit ſich fort. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, alle ſeine Glieder zitterten, alles, um ihn herum, tanzte im Kreiſe.

Malchen war vor Schreck völlig erbleicht; mit Mühe hielt ſie ſich an dem Eiſengeländer des Luxembourg-Gartens feſt; ſie war einer Ohnmacht nahe. Einen Augenblick ſchloß ſie die Augen; dann raffte ſie ſich auf und lief eilends über die Straße ihrer Wohnung zu. . . . .

„Wer war die Dame?“ fragte Fernande ihren Freund.

„Niemand“, antwortete Heinz Werner, „eine dumme Gans“, fuhr Heinz Werner nach einer Weile erregt fort, „eine dumme Gans, die mir ſeit Jahr und Tag nachläuft. Ich kann dieſe ſtrohgelben Puppengeſichter nicht leiden.“ . . . Aber gleich darauf ſeufzte Heinz Werner tief auf, preßte Fernandes Arm heftig und ein verzweifeltes Schluchzen rang ſich aus ſeiner Bruſt herauf.

„Ach, warum habe ich das getan, Fernande, warum, warum habe ich das getan, Fernande. Nein, ſie iſt keine dumme Gans, und ſie iſt nicht ſtrohgelb. Sie iſt eine ſtrahlende Schönheit aus Nordland. Das iſt ſie, und ich liebe ſie. . . . .“

„Du biſt ein wenig ſonderbar heute, mein Freund,“ ſagte Fernande; „ich finde es nicht hübſch, eine Dame am ſpäten Abend auf der Straße ſtehen zu laſſen. Überhaupt man beſchimpft eine Dame nicht, das iſt nicht ritterlich.

Das tut ein Franzoſe nie. Das tut nur ihr, ihr Barbaren."

Heinz Werner hörte kaum, was Fernande ihm ſagte; er weinte ſtill vor ſich hin.

„Du biſt heute recht ungemütlich," fuhr Fernande fort, „ich glaube, wir trennen uns für heute wieder, mein Freund. Ich finde dich heute Abend ſo langweilig."

Heinz Werner ermannte ſich, kämpfte ſeine Tränen nieder und mühte ſich zu einem lächelnden Gleichmut.

„Nein, Fernande, ich bin gar nicht langweilig heute Abend; ich bin auch nicht ungemütlich. Ich bin ganz ſo wie ſonſt und will mich freuen an deiner Schönheit. Gott, wie ſchön du biſt. Im Grunde genommen iſt dieſe Deutſche mir ja ganz gleichgültig; ich hätte nur nicht ſo unhöflich gegen ſie ſein ſollen. Wo iſt Margot heute Abend? Ich will dieſe Nacht mit euch Beiden feiern. Denke; Fernande, morgen iſt mein Geburtstag. Laß uns einen Wagen nehmen. Wir wollen Margot abholen und bei Maurice ſoupieren."

„Wenn du verſprichſt, nicht langweilig zu ſein — gut," ſagte Fernande, „dein Geburtstag iſt morgen? — Dann will ich dir morgen Blumen kaufen, mein Lieber."

Heinz Werner ſtieg ein warmes Gefühl ins Herz; dann ſank er aber wieder in Gedanken: Langweilig, ſagt ſie. Komiſch, ſagt die andere. Ich pendele zwiſchen den Frauen hin und her,

ohne eine zum Klingen zu bringen. Wenn doch einmal ein starkes Gefühl eines Menschen mich aus diesem Tanz hin und her riß, mich festhalten würde. . . . .

„Du", Fernande stieß ihn die Seite, „du wolltest, denke ich, nicht langweilig sein?" —

Und Heinz Werner rief einen Wagen herbei. Sie holten Margot ab und fuhren dann zu dritt nach Montmartre.

Am nächsten Mittag nahmen sie zusammen das Dejeuner; dann fuhren sie ein wenig spazieren. Heinz wußte es so einzurichten, daß sie zweimal an Malchens Fenster vorüberfuhren. Aber das war vergebens. Malchen war nirgends zu sehen.

Am Tage darauf suchte Heinz Werner Malchen auf. Er klopfte an ihre Zimmertür und trat gleich darauf ein, ohne eine Antwort abzuwarten aus Furcht, Malchen könnte ihm den Eintritt in ihr Zimmer verwehren. Als Malchen Heinz Werner erblickte, sprang sie in die Höhe. Zorn in den Augen rief sie laut: „Sie verlassen augenblicklich das Zimmer, sonst rufe ich um Hilfe!"

Demütig zog sich Heinz Werner wieder zurück, blieb aber vor der Tür stehen, bückte sich und rief durch das Schlüsselloch:

„Fräulein Malchen, ich wollte Sie nur um Verzeihung bitten, demütig um Verzeihung bitten. Was ich Schlimmes getan habe, war nur Verzweiflung. Ich liebe Sie doch."

Fünfzehn Minuten wartete Heinz Werner

auf eine Antwort; aber in dem Zimmer blieb alles still.

So ging er dann am Abend wieder zu Fernande. Er sagte zu ihr: Fernande sage mir, daß du mir verzeihst und sage mir mit den schönsten Worten, daß du mich liebst. Ich muß das heute Abend hören; dann bin ich auch gewißlich nicht langweilig, und wir gehen zu Musik und Tanz und Fröhlichkeit.

Fernande sagte ihm, daß sie ihm verzeihen wollte, obwohl sie das verrückt fand, denn sie hatte ihm ja nichts zu verzeihen. Sie sagte ihm auch, daß sie ihn lieb habe; sie sagte ihm das in vielen, schönen Worten.

Nun vergingen acht Tage, ohne daß Heinz Werner Malchen auch nur von ferne einmal zu sehen bekam.

Da eines Abends sah er sie im Luxembourg-Garten sitzen mit einem Buche in der Hand, in dem sie las. Er umkreiste sie um nicht gesehen zu werden und setzte sich dann hinter sie auf dieselbe Bank.

„Fräulein Malchen", begann er, „ich habe Sie gekränkt, aufs Tiefste verletzt. Ich war unverschämt gegen Sie. Bitte verzeihen Sie mir."

Malchen sah sich um nach ihm, klappte ihr Buch zu, stand auf und ging ohne ihm zu antworten.

Aber sie ließ ihr Täschchen auf der Bank liegen. Dieses Täschchen nahm Heinz Werner an sich und trug es nach Hause. Zu Hause

setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an Malchen, er schrieb, es täte ihm alles so leid, was er ihr zugefügt habe; aber sie habe ihm damals mit ihren Worten zu weh getan. Ob sie ihm denn gar nicht verzeihen könne. Ach, er wolle ja alles tun, was sie verlange, er wolle auf den Knieen um ganz Paris herumrutschen, er wolle sein ganzes Vermögen den Armen schenken, wenn sie ihm nur ein wenig gut sein wolle, wenn er sie nur noch einmal lachen hören dürfe.

Diesen Brief tat er in Malchens Täschchen, das er am nächsten Tage mit besten Empfehlungen und mit den freundlichsten Grüßen in ihrer Wohnung abgab, indem er erklärte, wie er in den Besitz dieses Täschchens gelangt sei.

Es erfolgte keine Antwort, obwohl Heinz Werner getreulich zwei lange Wochen wartete. Dann schrieb er wieder an Fernande und fragte sie, ob er sie und ihre Freundin nicht einmal in den Zirkus führen dürfe. Und wieder tollte er einige Tage lang mit Fernande und Margot umher.

Zwei Monate darauf reiste Malchen nach Deutschland, zurück in ihre nordische Heimat. Heinz Werner stand am Bahnhof mit einem umfangreichen Rosenbukett. Als er Malchens ansichtig wurde, ging er auf sie zu und sagte: „Gestatten Sie, Fräulein Malchen, einen kleinen Abschiedsgruß.“ Sie aber sah über ihn hinweg und ging an ihm vorüber.

„Und ich liebe dich trotzdem, Blondkopf, du!“ schrie er ihr nach.

Die Vorübergehenden lachten über diesen sonderbaren Menschen mit dem umfangreichen Rosenstrauß, der eine Liebeserklärung über den ganzen Bahnhof schrie, während seine Angebetete ihn nicht kannte, nicht kennen wollte.

Heinz Werner nahm einen Wagen und fuhr zu Fernande.

„Sieh Fernande, wie ich dich liebe", sagte er „diesen Rosenstrauß habe ich für dich gekauft. Nie, dessen bin ich gewiß, hat ein Geliebter dir so viele blühende Rosen gebracht."

Die Verzweiflung riß Heinz Werner nun in einen Wirbel, aus dem es kein Entrinnen gibt, in einen Strudel, der alle Besinnung raubt, in eine letzte Tollheit, in einen selbstzerfleischenden Wahnsinn.

Drei Monate darauf reiste Heinz Werner nach Deutschland in die Stadt, in der Malchen jetzt als die Gattin eines Großkaufmanns lebte. In dieser Stadt fand Heinz Werner Aufnahme in einem Spital. Eine fressende Krankheit hatte ihn ergriffen, die letzte Krankheit, die sein Lebensmark unaufhaltsam zerrieb.

Eines Morgens, als Malchen mit ihrem Mann am Frühstückstisch saß, wurde ein Brief hereingebracht, dessen Adresse mit Bleistift geschrieben war. Malchen öffnete den Brief. Ein Zettel mit kleinen Buchstaben vollgekritzelt, lag in dem Kuvert; darauf stand:

Malchen, liebes Malchen. Laß mich noch einmal Deine Augen sehen, Deine blauen Augen,

Dein blondes Haar und das Rosarot Deiner Wangen. Ich liege hier im Spital. Es wird nicht lange mehr dauern, sagen die Ärzte. Eile Dich und komm.

Heinz Werner.

„Was ist das für ein Brief?“ fragte ihr Mann.

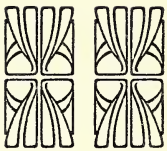
„Ach“, sagte Malchen und lächelte, „ich habe dir doch von jenem unheimlichen Menschen erzählt, der mir damals in Paris ein halbes Jahr lang nachlief. Niemals bin ich einem sonderbareren Menschen begegnet. Denke dir: Er liegt jetzt hier im Spital und schreibt, ich soll ihn besuchen. Wie er nun darauf wieder kommt? Was geht er mich an? Was habe ich mit ihm zu schaffen? Gott, ich hatte ihn schon lange vergessen. Aber er muß wohl immer krank gewesen sein; denn er war wirklich zu sonderbar.“

Malchen zerriß das Papier langsam in Fetzen. Ihre Finger spielten mit den Fetzen, formten eine Kugel aus dem Papier, die sie in weitem Bogen in den Kohleneimer schleuderte. Dann trank sie ihren Kaffee weiter.

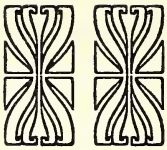
In derselben Stunde ergriff Heinz Werner ein Fieber, das sein ganzes Inneres aufwühlte. In wilden Delirien schien er mit vielen Frauen zu sprechen „Buhlerinnen fort! Weicht zurück!“, schrie er laut und fuhr erregt mit den Händen durch die Luft, „weicht zurück, ihr Nichtswürdigen. Was habe ich mit euch zu schaffen, ihr Lüsternen!

Gebt den Raum frei! ..... Säubert die Straße! ..... Sie kommt, meine Königin kommt, die Reinste der Reinen, mein Blondkopf kommt einen goldenen Strahlenkranz um das Haupt. Blonde! ..... Blonde! ....."

Heinz Werners müde Züge hellten sich auf zu einem seligen, friedvollen Lächeln. In seinen Augen war ein Frohlocken. Er atmete tief und befreit auf; denn der Wirbel zerstob, und er sah das Glück nahe. Seine Seele löste sich aus dem müde gehetzten Körper, der von Wundmalen zerfressen war. Seine Sehnsucht wurde frei und stieg auf in das Reich reiner Geistigkeit.



Ringkämpfe.



Ringkämpfe.

Im Norden der Stadt, in der Nähe der Akademie der bildenden Künste, finden alljährlich so gegen Ende des Winters in einem langen, niedrigen Saale Ringkämpfe statt, Ringkämpfe, die gemeinsam von den Berufsmodellen und dem Athletenklub veranstaltet werden nur für Künstler und Künstlerinnen.

Ein seltsames Publikum findet sich bei diesen Ringkämpfen zusammen.

Die jungen Maler und Bildhauer kommen in Scharen; aus den Vororten, von allen Ecken und Enden der Stadt strömen sie zusammen zu diesen Ringkämpfen, die nur einmal im Jahre stattfinden.

Diese Ringkämpfe sind nämlich von besonderer Art. Die Athleten tragen kein rosa Trikot, sie tragen nur ein ganz kleines Lendentuch und sie ringen nicht oben auf der Bühne, sondern unten im Saale. In der Mitte des Saales sind Matten gespannt; dort finden diese Ringkämpfe statt, und das Publikum sitzt ringsherum auf Stühlen und Bänken.

Diese Ringkämpfe bieten also den jungen Künstlern eine seltene, einzigartige Gelegenheit schöne, männliche Körper im Kampfe zu beobachten und das Muskelspiel der Körper, die Überschneidungen der Körper zu studieren.

Die Künstler sind an den Anblick des nackten menschlichen Körpers gewöhnt; sie sind heutzutage die Einzigen, die ein durchbildetes Verhältnis zu dem materiellen Träger unseres Seins unterhalten. Sie sind die Einzigen, die eine reine ästhetische Freude an einem schön gebauten Menschenleibe erleben können. Sie sitzen da, haben ein Bein über das andere geschlagen, rauchen behaglich eine Zigarre, paffen selbstbewußt den blauen Rauch in die Luft und folgen den kämpfenden Ringern kühl und sachlich. Hin und wieder macht der Eine den andern auf eine besonders schöne, auf eine besonders interessante Überschneidung aufmerksam. Dann wechseln sie ein paar Worte und reden objektiv und fachmännisch über Muskelschwellungen, Schlüsselbeinschlagadern, Bewegungsfunktionen, Bewegungseinheiten und Kugelgelenke. Sie sind stolz auf ihr Wissen und lassen ihre Kenntnisse spielen. Warum auch nicht? Warum sollen Fachleute nicht ruhig und sachlich gewichtige Fragen ihres Faches erörtern? Ist daran etwas verwunderlich? Nein.

Einige Maler haben ihre Mädchen mitgenommen. Sie sitzen dabei, stumm und gelangweilt. Es interessiert sie kaum. Sie lassen ihre

Blicke ganz ruhig über diese ringenden Körperknäuel schweifen. Ach ja, sie haben das schon oftmals gesehen. Voriges Jahr saßen sie mit einem andern da und nächstes Jahr werden sie wieder mit einem andern hier sitzen. Auch für sie ist der menschliche Körper nichts neues. Sie kennen ihn seit langem, sind vertraut mit seinem Bau und seinen Schönheiten; aber mitreden können sie trotzdem nicht über Bewegungsfunktionen, plastische Formen und noch weniger über die Körperauffassung der nachpraxiteleischen Zeit. Darum sitzen sie stumm da, trinken Bier und zupfen an der Tischdecke.

Gegen eine Säule gelehnt steht ein Jüngling mit bleichen Wangen, heißen, feurigen Augen und blauen Ringen darunter. Seine Hände sind feucht vor Erregung, und er verfolgt mit leidenschaftlichem Eifer die Bewegungen der sich verschlingenden und sich im Kampfe wieder lösenden Körper. Er ist noch jung, darum ist er so voller Eifer, so vertieft in das Studium. Die Luft in dem Saale ist drückend schwül und duftet nach Staub und Schweiß. Dem bleichen Jüngling wird schwindlich, es flimmert ihm vor den Augen. Er taumelt ein wenig zur Seite, nimmt sich aber zusammen, rafft sich auf und geht.

Niemand weiß, was den Jüngling anficht. Alle sehen ihn verwundert nach.

Dann nehmen die Ringkämpfe ihren Fortgang.

Es sind auch Malerinnen da, Mädchen im

Alter von siebenundzwanzig bis fünfzig Jahren. Junge Mädchen, die es für mutig, für tapfer und zeitgemäß halten, sich die Haare kurz zu schneiden, die, um der „Seele des neuen Weibes Ausdruck zu verleihen", sich in Säcke kleiden, die ihre auseinandergelaufenen Formen schlecht verhüllen. Jedes dieser Mädchen ist irgendwie mißraten. Einige sind mit einer bemitleidenswerten Häßlichkeit geschlagen; eine hat sogar einen Ansatz von Buckel, eine andere ein seltsames, einer gewissen Drolligkeit nicht entbehrendes Gewächs im Gesicht, eine Art von Oase auf der Backe, auf der, zierlich nebeneinander, ein paar Dutzend langer, weicher Haare wachsen. Wieder eine andere hat zu kurze Lippen; sie hat einen Mund wie ein Nagetier und zeigt ohne auch nur von irgend jemand dazu aufgefordert zu sein beständig ihre Schneidezähne. Hätte sich jemand in dieses sanfte, stille Mädchen verliebt und hätte er den inneren Drang in sich verspürt, sie zu küssen, so wäre das ein etwas bizarrer Genuß gewesen; er hätte sie auf die Vorderzähne küssen müssen, denn sie konnte den Vorhang über den Zähnen nicht herabziehen. Aber alle diese Mädchen denken nicht an dergleichen, nicht an Küssen und nicht an Lieben. Sie sind so friedvoll, voll einer so sanften und milden Wärme und Abgeklärtheit, die immer sich gleich bleibt. Gewissermaßen sind sie fertig mit dem Leben; sie fürchten nichts und erwarten nichts von dem Leben. Ihr ganzes Interesse ist auf

die Kunst gerichtet, der sie mit hingebendem Eifer, mit steigendem Fleiße dienen, ohne etwas zu erreichen, ja eigentlich ohne ein klares und bestimmtes Ziel vor Augen zu haben. Darum sitzen sie jetzt auch ganz ruhig da und sehen gelassen zu, wie diese herrlich gewachsenen jungen Männer gegen einander losstürmen, sich im Kampfe drehen und wenden und keuchend sich auf dem Boden wälzen. Ihr Blick ist nicht sonderlich scharf; aber sie lernen doch etwas, sie glauben es wenigstens.

An einem Tische sitzen zusammen sechs ältere Malerinnen, die nach Lavendel duften. Ihr Haar beginnt schon zu ergrauen und ihre Züge sind nicht mehr spitz, nein, sie sind schon erschlafft und voller Furchen und Falten. Jede von ihnen hält ein Taschentuch in den Händen, führt es hin und wieder an die Lippen und hüstelt ein wenig hinein, als wollte sie sagen: Mein Gott, man hat doch seine Lungenentzündung gehabt, man hat auch sonst noch seine Gebrechen und Gebresten. Fünfzig Jahre, das ist kein Spaß. Und so kröcheln sie und duften dabei nach Lavendel und Altjüngferlichkeit.

Aber da ist noch ein Tisch ziemlich in der Mitte des Saales. Daran sitzen acht jüngere Malerinnen. Sie mögen so um die Zwanzig herum sein. Die eine mit den braunen Augen, mit dem reichen, schwarzen Sammethaar, ist sogar erst achtzehn Jahre alt; sie hat im vorigen Winter begonnen Unterricht zu nehmen, hat zu-

erſt Köpfe gezeichnet und erſt ſeit drei Monaten betreibt ſie das Aktſtudium. Es geht ihr leicht von der Hand, denn ſie hat Talent. Mit klaren und offenen Augen ſchaut ſie auf die ebenmäßig gebauten männlichen Körper. Sie errötet nicht, wenn ihr auch der Anblick ſo vieler blühender männlicher Schönheiten anfangs eine Überraſchung war. Sie ſpricht gedämpft mit ihren Freundinnen und erörtert ganz harmlos und ruhig ein paar Fragen über den Bau des menſchlichen Körpers. Und ihre Freundinnen erwidern ihr leichthin; auch ſie ſind nicht verwirrt und bedrückt von anderen Empfindungen. Wie ſollen ſie auch, dieſe harmloſen, heiteren, ſtarken, ſchönen, jungen Mädchen, die nie an dem Abgrund dunkler Begehrlichkeit ſtanden.

Aber eine iſt unter ihnen, die iſt ganz ſtill. Sie hat blondes Haar und unter ihren blauen Augen, die tief und feurig heiß leuchten, liegen dunkle Schatten. Ihre Lippen ſind voll und trocken; ihre bleichen, ſchlanken Hände zittern und ſind feucht. Sie iſt vierundzwanzig Jahre alt und vor wenigen Monaten erſt hierhergekommen um Malerin zu werden, um in der Kunſt den Schmerz zu vergeſſen, den eine unglückliche Liebe ihrem Herzen zugefügt hatte. Noch waren die durchweinten Nächte, die ſie in kranker Sehnſucht nach dem Geliebten durchwacht hatte, nicht aus ihrer Erinnerung entſchwunden. Die Wunden waren noch nicht geheilt. In ſchwülen Träumen ſah ſie oft den Geliebten ſich nahen . . .

Es ist der Entscheidungskampf. Aller Augen richten sich gespannt auf die beiden Athleten, die in wilder Kampfeslust, in starker Leidenschaft wie Tigerkatzen um sich herumschleichen, um den kühnsten, den sichersten Griff zu tun. Dann packen sie sich und kämpfen miteinander, wütend, rücksichtslos, brutal, in verzweifelter Anstrengung. Es dauert lange, bis einer der beiden geworfen ist. Nun wälzen sie sich am Boden wie Raubtiere in fürchterlichen Verschlingungen.

Da plötzlich geschieht etwas Unerhörtes, etwas, das alle verstummen macht, etwas, das die Kämpfenden auseinanderreißt, sie aufstehen heißt und sie blöde und verständnislos auf ein Weib, auf ein junges Mädchen blicken läßt, das in die Arena gesprungen ist.

Es ist die blonde junge Dame, die bisher so still und in sich gekehrt dasaß und mit so tiefer Aufmerksamkeit den Ringern folgte.

Sie ist aufgesprungen, in ihren Augen lodert ein unheimliches, schreckliches Feuer. Sie ist ihrer Sinne nicht mehr mächtig und schreit. Sie reißt sich die Kleider vom Leibe, wirft sich auf die Matten, macht sinnlose Bewegungen mit den Armen und Beinen, springt dann wieder auf, läuft auf einen der Athleten zu und reißt diesen dampfenden Körper mit einer wilden Gewalt an sich, stößt ihn wieder von sich, wirft sich wieder auf den Boden und schreit, schreit . .

Die beiden Athleten stehen dieser sonderbaren

Angelegenheit vollständig hülflos gegenüber. Sie sehen das schreiende Mädchen an, sehen ins Publikum, sehen sich gegenseitig an, dann lächeln sie blöde.

Es entsteht eine allgemeine Verwirrung. Die Leute sind alle aufgesprungen, bilden einen Kreis um das junge Mädchen, das jetzt stumm und bleich in einer tiefen Ohnmacht daliegt. Jeder macht seine Bemerkungen. Einige finden die Angelegenheit bedauerlich, andere peinlich; wieder andere schlagen sich aufs Knie und brechen in ein schallendes Gelächter aus. Man hört auch einige Zoten.

Endlich ermannen sich ein paar beherzte Männer. Man holt Wasser, man holt Tücher, man holt einen Arzt, eine Droschke und weitere Utensilien, um ein junges Mädchen, das das Gleichgewicht ein wenig verloren hat, wieder einzurenken.

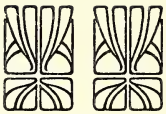
Dann wird das junge Mädchen fortgetragen.

Aber die Ringkämpfe werden nicht weiter fortgesetzt. Die Stimmung ist dahin.

Nach diesem peinlichen Zwischenfall zerstreut man sich. Die Altjüngferlichen kröcheln noch ein wenig in ihre Taschentücher. Die Häßlichen, die mit dem Leben fertig sind, ficht dergleichen nicht an, sie sagen nur: wie kann man so sein. Die Jungen aber, die schönen harmlosen, blühenden Mädchen gehen still und ernst von dannen; sie haben zum ersten Male in den Abgrund dunkler

Begehrlichkeit geschaut. Anders die Maler. Die machen plumpe, häßliche Scherze mit ihren Schätzen und gehen überlegen, selbstbewußt durch den Saal. „Ha, ha, das finde ich köstlich; das nenne ich einen wirksamen Schluß," ruft laut einer durch den Saal.

Und bald ist der Saal wieder dunkel und still.



Pour rien.

Pour rien.

In meinem dreiundzwanzigsten Jahre traf mich ein Glücksfall. Ich erbte von einer buckligen, schwindsüchtigen Tante 2350 Mark. Die Tante hatte mich sehr lieb gehabt und mich immer ihren Goldjungen genannt, was in ihrem livländischen Dialekt wirklich sehr reizend klang. Die gute Tante hatte mir den ganzen Rest ihrer Habe vermacht. Zwei Zimmer mit alten, wurmstichigen Möbeln, viele muffige Kleider und die Summe von 2350 Mark. Die Möbel und Kleider verkaufte ich für 75 Mark, welche Summe ich vertrank. Mit den 2350 Mark beschloß ich nach Paris zu gehen, um dort ein halbes Jahr zu leben, zu lernen und zu studieren, eine Idee, die jeder löblich finden wird. Ich ging auch wirklich mit den ernstesten Vorsätzen dorthin. Am 17. März nachmittags traf ich in Paris ein. Ich stieg im Grand Hotel ab, das ich allen, die sich in einer glänzenden Vermögenslage befinden, aufs wärmste empfehlen kann. Die Zimmer für 20 Franks sind recht hübsch und ein Diner für 15 Franks sättigt leidlich.

Ich badete, kleidete mich um und speiste. Dann trat ich hinaus in das Leben.

Es war ein warmer Frühlingsabend. Die Sonne war schon untergegangen. Die meisten Läden waren geschlossen, und es herrschte auf den Boulevards jenes geheimnisvolle Halbdunkel, das für das Pariser Nachtleben so charakteristisch ist. Von den Giebeln der Häuser blitzten unaufhörlich in wechselnden Farben phantastische Reklamelichter auf, deren Flammenschriften den Passanten zuriefen, welche Schokolade die beste ist, welche Zeitung die gelesenste, welche Variétés die größten und welches Wanzenvertilgungsmittel ganz sicher hilft. Wenige nur beachteten diese aufzuckenden Flammen.

Die Menschen schoben und drängten in Eile und Hast aneinander vorüber, Leute, die aus dem Geschäft kamen und nach Hause gingen, deutsche Ehepaare, Arm in Arm, die irgend ein Theater aufsuchten; dazwischen einige elegante Bummler, die langsam und sorglos, den Zylinder ein wenig im Nacken, die Boulevards entlang schlenderten. Ein ganzer Parfümerieladen schien seine phantastischen Düfte über die Boulevards gegossen zu haben: Das waren die Kokotten, die mit zögernden Schritten auf und nieder promenierten. Ihre Seidenröcke knisterten, ihr Haar duftete, ihre Stiefel blinkten. Zuweilen blieb eine stehen. Ein Herr sprach sie an; es wurde ein Abenteuer angeknüpft. Oder es wurde nichts daraus; und sie tauchte wieder unter im Strom.

Einmal, dachte ich, werde ich mich doch auch

auf ein solches Abenteuer einlassen! Und so fuhr ich wenige Tage später nach den Folies Bergère.

Man spricht soviel von diesem Variététheater in Deutschland, man rühmt es so sehr, daß ich schon seit Jahren gespannt war, es einmal zu sehen. Ich nahm mir aber nicht, wie meine Mittel es mir erlaubt hätten, etwa einen teuern Platz; nein, ich war bescheiden und kaufte mir ein Promenadebillet. Man hat für dieses Billet das Recht, in dem prachtvollen Foyer und in den Räumen hinter den Logen spazieren zu gehen. Und das ist lohnenswert. Die schönsten Damen von Paris wandern hier auf und nieder, große und schlanke, dicke und kleine in allen Schattierungen, aufgebrochene, blühende Schönheiten.

Eine war da, die fing meine Blicke: Sie war groß gewachsen, von schlanker Figur und roter, gesunder Gesichtsfarbe. Ihr schwarzbraunes Haar zog sich über die Schläfen und die Hände trug sie über den Leib gefaltet wie die Florentinerinnen auf den Bildern von Ghirlandajo. Um ihre grauen, verschwommenen Augen lagen blaue Schatten. Sie fing meine Blicke und ihre Augen glühten wunschvoll. Dreimal gingen wir aneinander vorüber. Aber das dritte Mal streifte mich, gerade als ich an ihr vorüberging, von links ein berückender Duft und ein Flüsterton. Ich wandte den Kopf und sah in ein Gesicht mit zwei tollen Augen und heißen Lippen. „Pour rien, monsieur", flüsterte die Schöne noch

einmal; und eindringlicher sprach sie noch einmal: „Pour rien“.

Dann lächelte sie. Und wie sie sah, daß ich über und über rot wurde und mein Blut in Wallung geriet, lächelte sie süß, so süß, daß ich es geschehen ließ, daß sie ihren Arm in den meinen schob. Offenbar ist sie verliebt in mich, sagte ich mir, und ließ es geschehen. So wanderten wir zu zweien in diesem Gewühl von Menschen auf und nieder. Ja, sie liebte mich, sagte sie, niemals hätte sie einen so schönen Blonden gesehen, sagte sie. Ach, sie sagte so süße Dinge, die Kleine. Gegen eine Säule gelehnt stand irgendwo ein Herr in Frack und Zylinder; er beobachtete uns scharf, er ließ uns nicht aus den Augen. „Kennst Du den Herrn dort,“ fragte ich sie. „Aber, nein, wie sollte ich!“ „Nun, ich dachte nur, weil er uns fortgesetzt nachschaut.“ „Was weiß ich? Vielleicht ist er verliebt in mich. Aber ich, ich liebe nur Dich.“ „So laß uns gehen. Dieser Mensch macht mich nervös.“

Und wir gingen. Wir nahmen einen Wagen und fuhren in die Nacht hinaus zu ihr, zu dieser Schönen, die mich liebte. Wir fuhren wohl eine halbe Stunde. Angélie hielt meine Hände; und ich durfte sie küssen, küssen ohne Ende mitten auf den Mund. Endlich hielt der Wagen vor einem großen, dunkeln Hause in einer kleinen, engen, stillen Straße, deren Namen ich nie gehört hatte, in einer Gegend, die ich nicht kannte.

Sie bezahlte den Kutscher, sie wollte einfach nicht zulassen, daß ich bezahlte.

O, dachte ich, meine Geliebte ist sicher der Sproß einer altadeligen Familie des ancien regime; und ich hätte mich nicht gewundert, wenn an der Tür ihrer Wohnung der Name irgend einer vornehmen, berühmten Marquise gestanden hätte. Wir stiegen drei Treppen hoch; aber an der abgeschabten Tür fand sich kein Name. Ich wurde durch einen langen, dunkeln Gang geführt, in ein geräumiges Schlafzimmer, das ganz in Louis XVI. eingerichtet war; ein blaues Himmelbett lockte verheißungsvoll. Die Möbel waren alt und verschossen. Natürlich, dachte ich, dies ist nur ein Absteigequartier der Marquise Angélie, für das die alten Möbel ihres Schlosses auch wahrhaftig gut genug sind. Welch ein Abenteuer, jubelte es in mir, welch ein märchenhaftes Abenteuer! Und Angélie hing sich an meinen Hals und küßte mich so lange, so hingebungsvoll, so ausführlich, als hätte sie seit Jahren nach einem Manne meiner Qualitäten geschmachtet.

Da plötzlich hörte ich hinter mir ein kleines Geräusch, das nicht von Angélie herrührte. Ich wandte mich um und sah, wie sich dicht hinter mir eine Tapetentür öffnete. Ein Herr trat ins Zimmer, derselbe Herr, der uns, Angélie und mich, im Foyer der Folies Bergère so scharf beobachtet hatte. Ich erkannte ihn sofort wieder. Er hielt in der Rechten einen Revolver, den er auf mich richtete und in der Linken, die er halb

hinter dem Rücken verbarg, ein offenes Meſſer. Sein Geſicht war eiſern ruhig.

Ich erſchrak zu Tode und ſank auf das Bett zurück.

„Geben ſie mir Ihr Portefeuille, Ihr Portemonnaie, Ihre Uhr und den Ring dort am Mittelfinger ihrer linken Hand — ſonſt ſchieße ich," ſagte der Herr im Frack.

„Angélie!" ſchrie ich verzweifelt.

Angélie hatte die Arme über den Tiſch gebreitet und den Kopf darauf geneigt; ſie hörte mich nicht.

Tauſend Welten ſtürzten in mir zuſammen. Das alſo war meine Marquiſe!

„Ich habe kein Geld," brüllte ich den Herrn im Frack an und ſuchte in geſchwinder Haſt die Tür zu erwiſchen. Der Griff war abgedreht. Aber der Herr im Frack folgte mir und ſagte mit feſter Stimme:

„Mein Herr, ich habe keine Zeit zu verlieren. Es gibt keinen Ausgang aus dieſem Zimmer für Sie. Türen und Fenſter ſind verſchloſſen. Geben Sie Ihre Brieftaſche und Ihr Portemonnaie, Ihre Uhr und Ihren Ring her; ſonſt ſind Sie verloren."

Was ſollte ich machen? Ich gab dieſem Spitzbuben meine Brieftaſche mit den von meiner Tante geerbten 2350 Mark, gab ihm mein Portemonnaie mit 74 Franks, meine goldene Uhr und meinen Siegelring.

Der Herr im Frack ſteckte die Brieftaſche ein, öffnete mein Portemonnaie und überreichte

mir ein Fünffrankstück: „Hier, mein Herr, das ist für die Heimfahrt, folgen Sie mir.“ In demselben Moment löschte er die Kerzen aus und hieß mich ihm folgen. Ich ging durch die Tapetentür hinter ihm her durch einen langen Gang, an dessen Ende ein Oellämpchen brannte. Nun folgten vier schmale Treppen. Ich zitterte an allen Gliedern, denn ich war auf das schlimmste gefaßt. Aber unten öffnete der Herr im Frack mir eine Tür, die auf eine dunkle Sackgasse hinausführte. Durch diese Straße war ich nicht eingetreten. „Dort auf dem Platz,“ sagte der Herr im Frack, „finden sie Droschken.“ Ich war in Freiheit. Das fühlte ich nur und lief, so schnell mich meine Beine tragen konnten, auf den großen Platz und stürzte mich in eine Droschke: „Grand Hotel!“ rief ich dem Kutscher zu.

In der Droschke aber brach ich in Tränen aus.

Pour rien! Pour rien! Für nichts und wieder nichts war ich ausgeraubt. Für nichts, für nichts. Meine schöne Marquise! Das schöne Himmelbett im Stile Ludwigs XVI!

— — — — — — — — — — — — —

Meine teuren Landsleute! Wenn eine Pariserin euch sagt, sie liebt euch: Pour rien, — dann hat sie gewiß den Satan im Leibe.

Mir wurde mein Hab und Gut, mein ganzer Reichtum gestohlen.

Ich bin jetzt Stiefelputzer im „Grand Hotel“.

Der lebendige Tote.

Der lebendige Tote.

Unter den Deutschen im Auslande finden sich häufig sehr merkwürdige Elemente, Leute, die aus irgendwelchen Gründen ihr Heimatland meiden oder meiden müssen; oft sind diese Gründe sehr dunkler, sehr unheimlicher Natur, aber niemals sind sie uninteressant.

In Florenz lernte ich einst einen jungen deutschen Sprachlehrer kennen, mit dem ich fast täglich in dem Café Centrale an der Piazza Vittore Emanuele um die Abendstunde zusammentraf, so daß wir mit der Zeit Freunde wurden. Ich hielt den frischen, gesunden Mann, der erst 29 Jahre alt war und aus einer guten Münchner Familie stammte, für einen ganz normalen Durchschnittsmenschen, der sicher weder früher irgend etwas Absonderliches erlebt hatte, noch jetzt in Italien auf seltsame Abenteuer ausging.

Er hatte mir erzählt, daß er mehrfach in England und Frankreich gewesen war, hatte in seinen Gesprächen aber auch häufig durchblicken lassen, daß er seit seiner Studentenzeit, seit bald neun Jahren deutschen Boden nicht mehr betreten hatte, obwohl er oftmals eine brennende Sehnsucht

empfand, die Heimat wieder zu sehen. Das hatte mich neugierig gemacht.

Am letzten Abend meines Aufenthaltes in Florenz speisten wir noch einmal zusammen bei Melini in der Via Calzajoli. Ich brachte das Gespräch auf München, erzählte ihm schwärmerisch vom Münchner Fasching und den Münchner Künstlerfesten und forderte ihn auf, mich zu besuchen, sobald er einmal nach München käme. Er sagte hastig zu und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Ich aber hielt ihn fest und sagte: „Kommen Sie doch gleich ein paar Wochen mit, wenn Sie ohnehin neun Jahre nicht in München waren, dann fahren wir morgen zusammen. Sie können bei mir ruhig und behaglich wohnen, wenn Sie keine bessere Wohnung wissen."

Er schwieg, blickte mich finster an und sagte dann ernst nnd eindringlich: „Es geht nicht. Ich kann mich in München nicht sehen lassen." „Aber wieso denn?" drang ich weiter in ihn, „vor wem sollten Sie sich in München nicht sehen lassen können? Außerdem braucht man Sie dort doch nicht gleich zu sehen."

Er schwieg wieder eine Weile, wurde noch finsterer und sagte dann ebenso ernst und eindringlich wie vorhin: „Wissen Sie, Ihnen kann ich es ja sagen: In gewissen Münchner Kreisen gelte ich als Mörder."

„Als Mörder?" wiederholte ich ungläubig.

„Ja, Ja," bestätigte er gedrückt, „als Mörder."

„Wie ist das möglich?“ fragte ich neugierig.

„Ja, eigentlich war es nur ein dummer Studentenstreich. Der war aber so dumm, daß er recht unangenehme Folgen für mich hatte. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, wenn Sie sie hören wollen.“

Ich bestellte eine Flasche von dem süßen, weißen Breganze, und dann begann mein Freund, der Sprachlehrer, mir folgende Geschichte zu erzählen:

„Im August des Jahres 1897 machte ich nach Schluß des Sommersemesters mit zwei jungen Freunden von München aus eine Radtour durch Tirol und Oberitalien. Wir fuhren die Brennerstraße entlang, über Trient nach Verona, und von dort über Venedig nach Bologna. Drei Tage blieben wir in Bologna, freuten uns an der Bologneser Küche und saßen Abend für Abend bis tief in die Nacht hinein in irgend einer Trattoria in bunter Gesellschaft beim Wein, länger als uns gut tat. Am Morgen des vierten Tages brachen wir auf. Es war ein glühend heißer Augusttag. Mittags rasteten wir in Vignola. Kennen sie das reizende Nest am Panaro, Barozzis Geburtsort? Auch dort gibt es guten Wein; und wir tranken wiederum mehr, als uns gut war. Um 2 Uhr brachen wir auf, um über Castelfranco nach Modena zu radeln. Die Sonne brannte ganz unerträglich vom Himmel. Und da geschah das Unglück. Plötzlich stürzte unser Freund Ludwig Parner vom Rad. Wir beiden andern

glaubten anfangs natürlich, er habe nur das Gleichgewicht verloren, sein Rad sei nur gestolpert und habe ihn aus dem Sattel geworfen; und wir lachten ihn deshalb noch gehörig aus. Aber uns wurde bald anders zu Mut, als wir uns ihm näherten und sahen, wie er dalag, starr, unbeweglich, steif — tot. Ein Hitzschlag hatte ihn getroffen. Kein Mensch war auf der Landstraße weit und breit zu sehen. Was sollten wir tun? Es war wirklich eine fatale Situation; obendrein waren wir beide durchaus nicht gerade nüchtern.

Endlich faßten wir einen Plan. Wir setzten Ludwig Parner, nachdem wir ihm vergeblich zugeredet, ihn vergeblich befühlt und beklopft hatten, in den Chausseegraben, legten sein Rad neben ihn und fuhren allein weiter nach Castelfranco, um von dort einen Wagen zu holen. Es kostete uns große Mühe, in diesem Nest rasch einen Wagen zu finden. Endlich glückte es uns. Ich hatte dem Kutscher gesagt, unserm Freunde wäre nur ein wenig übel geworden. Der Besitzer des Fuhrwerks steckte uns infolgedessem eine Flasche Rizinusöl zu, worüber wir beiden Betrunkenen uns sehr amüsierten. Dann kutschierten wir hinaus auf die Landstraße. Ludwig Parner saß noch genau an derselben Stelle. Von weitem schien es uns, als ob er uns zuwinkte; aber das war sicherlich nur eine Vision unserer benebelten Sinne.

Ludwig Parner war tot und begann sogar schon sich abzukühlen. Die Sache stand durch-

aus fest: er war tot. Wir hoben ihn also auf, nahmen ihn im Wagen in unsere Mitte und fuhren wieder der Stadt zu. Wir fürchteten uns jetzt, in der Stadt merken zu lassen, daß unser Freund tot war. Das ging doch nicht; man hätte uns einfach gelyncht. Wir beschlossen also direkt bis zum Bahnhof zu fahren. Dort hoben wir ihn aus dem Wagen, führten ihn in den Wartesaal, und bestellten einen Liter Wein und drei Gläser. So saßen wir drei Stunden und tranken unsern Schrecken, unsere Angst hinunter. Auch Ludwig Parner gossen wir unausgesetzt Wein in sein Glas, stießen mit ihm an, tranken dann selbst sein Glas wieder aus, wenn wir sahen, daß er nicht trinken wollte, redeten unaufhörlich auf ihn ein, damit nur niemand etwas merkte. Er aber saß da, stumm, starr, mit weit geöffneten Augen ins Leere blickend. Nach einiger Zeit stand ich auf, ging zu dem Stationsvorsteher, um mit ihm zu konferieren.

Ich erkundigte mich, wann der Nachtschnellzug Rom—Berlin durch Castelfranco käme, und löste für Ludwig Parner ein Billet bis München, was ungeheure Schwierigkeiten kostete und erst nach Verabreichung eines Trinkgeldes von zehn Lire gelang.

Um 9 Uhr 40 kam der Zug. Wir nahmen Ludwig Parner in die Mitte und traten an den Zug. Ich drückte dem Schaffner zwanzig Lire in die Hand, indem ich ihn bat, meinem Freunde ein ganz ungestörtes Coupé erster Klasse zu verschaf-

fen. Mein Freund sei schwer krank und dürfe keinesfalls in der Nacht gestört werden. Er leide an einer ansteckenden Krankheit und müsse unbedingt allein bleiben, sagte ich. Die Leiche schaute starr und stier ins Leere und ließ sich nur unter großen Mühen ins Coupé führen. Wir setzten sie hin, lehnten sie gegen das Fenster und legten ihr den Corriere della Sera auf den Schoß, damit das Ganze möglichst natürlich und zwanglos aussehe. Dann drückten wir dem Schaffner nochmal zwanzig Lire in die Hand, stiegen aus — und der Zug fuhr von dannen. Erleichtert atmeten wir auf. Es war nun alles ganz gut gegangen!

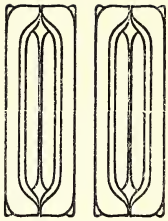
Aber wir hatten nicht mit Österreich gerechnet, mit der Zollrevision. In Ala wechselten die Schaffner. Der Zollbeamte trat ins Coupé und fragte: „Haben sie etwas zu verzollen?“ Die Leiche stierte an die Decke, sagte aber weder nein noch ja. Der Zollbeamte fragte ein zweites Mal. Die Leiche aber schwieg hartnäckig und starrte unentwegt zur Decke, während ihr die Zeitung vom Schoße glitt. Endlich wurde der Beamte grob und rüttelte Ludwig Parner hin und her. Da klappte er in sich zusammen und fiel hin. Der Zollbeamte erschrak fürchterlich, lief davon und kehrte mit einer Reihe von tüchtigen und ernsthaften Männern zurück, die sich die Geschichte ansahen und eifrig über diesen sonderbaren Reisenden hin und her diskutierten. Man untersuchte die Leiche und fand bei ihr

einen Fahrschein erster Klasse von Castelfranco nach München und einen Gepäckschein für die gleiche Strecke. Man schüttelte allgemein den Kopf und wurde nicht klar über die Sachlage. Der italienische Schaffner wurde geholt.

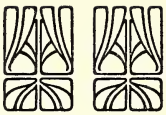
Bleich vor Erregung und mit schlotternden Knien kam er herbei. Das schien allen verdächtig. Der Schaffner wurde ins Kreuzverhör genommen und gestand schließlich die sonderbaren Umstände ein, unter denen Ludwig Parner in Castelfranco ins Coupé gehoben worden war, erzählte auch von den vierzig Lire Trinkgeld, die er erhalten hatte.

„Aha," sagte ein zufällig anwesender Mitarbeiter der Münchner Neuesten Nachrichten, ging zum Telegraphenbureau und sandte seiner Zeitung eine lange Depesche unter der Spitzmarke: ‚Ein deutscher Student in Castelfranco ermordet.' Drei Tage darauf wurden mein Freund und ich in Verona verhaftet, nach München befördert und in Untersuchungshaft genommen.

Zwei Monate saßen wir so bei Wasser und Brot. Dann kam der Prozeß. Zwar wurden wir freigesprochen; aber die meisten Menschen in München halten uns beide heute noch für die Mörder. Das ist meine Geschichte. Sehen Sie, deshalb kann und will ich nicht nach München, so sehr es mich oft auch dahin verlangt."



Die Doganieri.



Die Doganieri.

Es ist Neumond. Tief schwarz wölbt sich der sternenbesäte Nachthimmel über dem mittelländischen Meer, das dunkel und geheimnisvoll wie ein schlafendes Ungeheuer daliegt. Hin und wieder leuchtet es auf in der Tiefe, ein Fisch, der vorübergleitet. Leise plätschernd schlagen kleine Wellen gegen die Küste und werfen golden funkelnde Schaumperlen gegen die Felsen, die stumm und abenteuerlich sich aus der Tiefe erheben und mit ihren wilden Zacken gespenstisch in den unermeßlichen Raum zwischen Meer und Himmel hineinragen. Die Luft ist still und mild, und die ganze Felsenküste liegt in undurchdringlichem Dunkel. Die Leuchtfeuer von Genua und Spezia lassen ihre wechselnden Lichter über die schwarze Fläche schießen. Alle Fenster der großen Hotels in Nervi und Rapallo sind erleuchtet; diese großen, prunkvollen Häuser gleichen mit ihrem Lichterglanz vom Meere aus zierlichen Zauberkästen, Feenpalästen eines Zwergvolkes.

Und irgendwo in einer Bucht der dunklen

Felsenküste liegt ein kleines Fischerdorf. Die Häuser sind in die Felsen gehauen, sie kleben hart am Gestein; ausgestorben scheinen sie. Grau schimmern die Wände in der Nacht; aber hinter den Fensterhöhlen liegt es schwarz. Auch die Kaserne, in der die Zollwächter wohnen, liegt tot und dunkel da. Wenn die Nacht hereinbricht, sollen die Doganieri hinausfahren aufs Meer, dort draußen mit ihrer Barke kreuzen und Wache halten, daß niemand schmuggelt in der Finsternis. Das ist ihre Soldatenpflicht; aber diese Pflicht ist hart und grausam, und die drei sind allein. In dem Hauptgebäude des kleinen Fischerdorfes, dem alten Kloster, das in der Mitte der winzigen Bucht liegt, sind noch drei Fenster erleuchtet. Das ist die Osteria unica. Auf der Terrasse der Osteria steht auf einem Tisch eine Petroleumlampe, deren dünnes Licht weit hinaus leuchtet in die Dunkelheit der Nacht. Auf dem Tisch stehen ferner mehrere Weinflaschen und zahllose Gläser; um den Tisch sitzen ein paar Malersleute, Lorenzo, der dicke Wirt, der die Hände über den Bauch zusammengelegt hat und neben ihm schüchtern und behutsam seine schmächtige, magere Frau, die immer die Nase zusammenzieht, wenn sie spricht, und da sitzen auch die drei Doganieri, die eigentlich mit ihrer Barke auf dem Meere Wache halten sollen, und trinken und schwatzen und singen.

Nein, das ist auch zuviel verlangt von lebensfrohen, jungen Menschen, daß sie in einer süßen,

milden Nacht, in der die Nachtigallen lieblich und schwermütig schlagen, hinausfahren sollen auf das dunkle Meer, das daliegt wie ein schlafendes Ungeheuer, dort ihre Barke hin- und herrudern und nach Schmugglern spähen sollen. Außerdem ist's doch kein sauberes Handwerk, Polizei zu spielen, den braven Fischern und dem gutmütigen Lorenzo aufzupassen, der ihnen noch nie einen Soldo berechnet hat für den Wein, den sie bei ihm trinken. Er gibt ihnen alles, was sie wünschen. Oft am Sonntag bringt er ganz von selbst ihnen ein Huhn. Nebenbei fürchten alle seine Bärenkräfte; Lorenzo ist der Stärkste im Dorf, und das trotz seiner fünfzig Jahre. Nein, die drei Doganieri sitzen lieber am Abend in der Osteria, trinken, schwatzen und singen, lassen sich von den deutschen Malersleuten erzählen, und wenn um elf Uhr alle ins Bett gehen, dann legen sie sich in ihre Barke und schlafen auf ihren Schafsfellen ihren Rausch aus, bis der Morgen dämmert.

„Wird der Leutnant auch heute abend nicht kommen?" fragt Lorenzo.

„O nein, der war ja erst vorigen Samstag hier, und das ist noch keine Woche her," meint Giovanni treuherzig und unbesorgt. Und sie erzählen sich Abenteuer und sprechen von der Liebe; und als die fünfte Flasche Berliera geleert ist, da singen sie, singen irgend ein heiteres, leichtes Lied von der Liebe:

se la rose ed un bell fior'
che invita far l'amore
l'amore, l'amore, l'amore
la rose d'un bell fior' . . .

Sie haben prächtige Stimmen und ſingen in übermütiger, leichtſinniger Ausgelaſſenheit. Den Refrain ſingt die ganze Geſellſchaft mit. Der rollt hinaus in die Dunkelheit weit über das Meer, und von den Bergen hallt das Echo wieder: l'amore, l'amore . . . Leiſe plätſchern die Wellen gegen die Küſte und die kleinen Schaumkappen blitzen auf, funkeln, glitzern und leuchten. Das iſt die Begleitung zu dem Geſang.

Ganz im Hintergrunde, faſt im Dunkeln, ſitzt einer der Doganieri, Francesco, mit ſeiner Braut, Maria, Lorenzos Tochter. Maria iſt ſchön, ſie hat ſchlanke Formen und einen wundervollen, römiſchen Kopf, in dem zwei liſtige, ein wenig kokette Augen blitzen; ihre Lippen ſind fein und ſchmal. Beim Sprechen läßt ſie zwei Reihen blendend weißer Zähne ſehen. Franzesco hat ſeinen Arm um ihre Taille gelegt und ſie hat ſich an ihn geſchmiegt. Er flüſtert ihr heiße, glühende Worte der Liebe zu, gibt ihr viele, viele Namen, ſo lieb hat er ſie. Schweigend hört ſie ihm zu und ſchmiegt ſich an ſeine Schulter; hin und wieder ſtreicht ſie mit ihrer weichen Hand ihm über die Wangen. Er neigt ſich zu ihr hinab, ſchaut ihr in die Augen, während ihre ſchwarzen Haare ſeine Wange

liebkosen; dann küßt er sie, küßt sie gerade auf den Mund.

. . . . l'amore, l'amore, l'amore . . , . .

tönt es durch die Nacht und weit hinaus übers Meer.

Im Hause werden Schritte laut. Der Gesang verstummt. Lorenzo horcht einen Augenblick, dann steht er hastig auf und geht hinein.

Während diese fröhlichen Menschen hier saßen und sangen, ist ganz heimlich der Jour habende Leutnant aus Portofino, der die Doganieri zu kontrollieren hat, mit seiner kleinen Dampfjolle in die Bucht eingefahren, ist an der Kaserne ausgestiegen, dann, als er dort alles leer und dunkel fand, hinübergefahren in die Osteria und steht jetzt da.

Lorenzo hält ihn im Innern seines Hauses ein wenig auf; Maria springt auf und folgt ihrem Vater. Die Doganieri packt ein heilloser Schreck; sie ergreifen eilig die Flucht. Von der Terrasse führt ein schmaler Pfad hinunter; dort unten haben sie ihre Barke verankert. Noch können sie sich retten. Die Nacht ist dunkel und der Leutnant hat sicherlich ihre Barke nicht bemerkt. Francesco ist der Letzte; er zögert ein wenig. Er weiß, schon lange stellt der Leutnant seiner Braut nach, verfolgt sie mit Anträgen, versucht, sie ihm abzujagen. Vielleicht ist der Leutnant heute nur ihretwegen gekommen, vielleicht, wenn er sie allein glaubt, vielleicht . . . .

Und die Eifersucht macht sein Blut sieden; er schleicht sich noch einmal bis an die Tür, um Gewißheit zu haben. Und wahrhaftig, da sieht er Maria, seine Braut, und den Leutnant, alleine im Gespräch.

„Nein, er ist nicht hier," sagt sie, „es waren die deutschen Maler und wir, die da sangen. Keiner von den Doganieri war heute abend da. Sie sind wohl draußen auf dem Meer, nicht wahr, Vater?" Und sie wendet sich um nach dem Vater, der aber in die Küche gegangen ist.

In der Tür steht Francesco, unheimlich wild leuchten seine Augen, wie lodernde Feuerkugeln.

Maria schrickt zusammen; der Leutnant erblickt Francesco. Es ist um ihn geschehen . . .

Drei Monate Arrest und Versetzung auf einen anderen Posten, so lautet die Strafe für Francesco.

Der Leutnant ist froh wie noch nie, diesen lästigen Rivalen auf diese Weise sich vom Halse schaffen zu können, und er verhängt über ihn die schwerste Strafe; er läßt ihn und seine Braut, sie alle beide so recht seine Macht fühlen.

„Und ich wollte Dich doch nur retten, Francesco," schluchzte Maria und weint in ihre Schürze so jämmerlich, daß auch dem Vater die Tränen in die Augen treten.

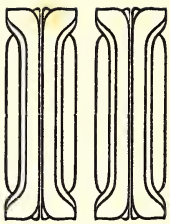
„Erbarmen, Erbarmen," fleht Maria mit tränenerstickter Stimme.

„Der Soldat kennt kein Erbarmen," erwidert

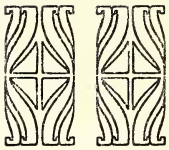
der Leutnant ſtreng: „Der Soldat kennt nur die Pflicht.“

Und der Leutnant führt den armen Francesco ab, nimmt ihn in ſeine Dampfjolle und bringt ihn noch dieſelbe Nacht nach Genua ins Militärgefängnis.

Und dort wird der arme Francesco verkümmern, ſich ſelbſt zerfleiſchen und aufreiben in Qualen der Eiferſucht. Denn der Leutnant hat nun freie Hand. Und kein Rivale ſteht ihm mehr im Wege.



Theobald Kremſer.



Theobald Kremſer.

Vor zehn Jahren ſaß ich als junger Student Tag für Tag im Abentum. Das war dort, wo heute das neumodiſche Parkhotel ſteht. Wir trafen uns dort jeden Mittag um 1 Uhr zum Eſſen und jeden Abend um 8 Uhr zum Eſſen und Trinken. Wir — das waren drei junge Maler, die heute bereits Profeſſoren ſind, zwei junge Dichter, ein Regierungsfunktionär, der heimlich dichtete, und ein junger Maler aus Vilsbiburg. Dieſer junge Maler aus Vilsbiburg hieß Theobald Kremſer. Er hatte einen ſchwachen Anſatz von Buckel, ölige, lange, ſchwarze Haare, wuſch ſich nie, weil er ein Maler war, und hatte immer Hunger, weil er kein Geld hatte. Drei Tage lang aß er im Abentum immer Nudelſuppe auf Pump und trank dazu zwei Maß Bier auf Pump. Jeden vierten Tag rief er beim Mittageſſen über den ganzen Tiſch hinüber: „Kühlhaber, kannſt Du mir drei Mark leihen?“ Kühlhaber, der von Natur gutmütig und nachgiebig war, nickte jedes-

mal und reichte dem Hungernden den Taler. Kaum hatte er ihn in den Händen, schrie er durchs ganze Lokal: „Kellnerin, die Speisekarte!“, so daß wir ihn ob seines unfeinen Benehmens jedesmal zurechtweisen mußten. Kremser bestellt sich dann für drei Mark ein kräftiges Essen, um einmal wieder satt zu werden. Dieser Auftritt wiederholte sich alle vier Tage. Kühlhaber verlor auf diese Weise viel Geld an Theobald Kremser, der es nicht einmal jetzt, nachdem er wohlhabend geworden ist, zurückzuzahlen gewillt ist. Um sein Gewissen zu schärfen, ihn zum Bewußtsein seiner Schuld dem gegenüber zu bringen, der ihn jahrelang über Wasser hielt, soll die Geschichte, wie er wider sein Verdienst, nur durch einen tückischen Zufall zu Gelde kam, hier öffentlich erzählt werden. Der Kunstmaler Theobald Kremser wird dann schon in sich gehen, sobald alle Welt weiß, wie es um ihn steht, wenn alle anständigen Menschen mit dem Zeigefinger auf ihn weisen, sobald er vorübergeht. Dreihundertundzwanzigmal hat Xaver Kühlhaber ihm drei Mark verabfolgt. Das macht 960 Mark und 10 Prozent Zinsen für zehn Jahre macht im ganzen 1920 Mk. — in Worten eintausendneunhundertundzwanzig Mark.

Trotzdem Theobald Kremser in allen äußerlichen Dingen ein echter Künstler war, so war's mit seinem Talent nicht weit her. Er war der älteste unter uns, hatte noch unter Piloty studiert und malte unentwegt altmodische Historienbilder

in riesenhaften Formaten, die ihm niemand abkaufte. Trotzdem aber ließ er sich von seinen Prinzipien nicht abbringen, weil er Charakter zu besitzen vorgab, und malte immer weiter Historienbilder, deren Formate immer größer wurden. Aber das alles nützte nichts; er verkaufte doch nichts. In seiner Verzweiflung versuchte er einmal ein Bild für das Rathaus seiner Vaterstadt zu malen, ein großes Gemälde, 12 Meter breit und 18 Meter hoch, mit 73 Figuren: Der Einzug Karls des Kahlen in Vilsbiburg. Preis 30,000 Mark. Der Bürgermeister und drei Gemeindemitglieder aus Vilsbiburg, die sich sehr geschmeichelt fühlten, kamen extra nach München gereist, um sich das Bild anzusehen. Sie hätten das Bild auch gekauft, denn die Stadtgemeinde von Vilsbiburg ist nicht arm, doch es stellte sich leider heraus, daß Karl der Kahle niemals in Vilsbiburg eingezogen war.

„Das ist ja aber ganz wurscht, das weiß doch heute niemand mehr," fuhr Theobald Kremser sie an. „Jeder Fremde, der das Rathaus in Vilsbiburg besichtigen wird, wird sich gedankenvoll an die Stirn greifen: Das habe ich ganz vergessen, daß Karl der Kahle hier eingezogen ist; aber warten Sie 'mal, richtig — das muß dreizehnhundertachtundsiebzig gewesen sein."

Aber es nützte nichts. Der Bürgermeister von Vilsbiburg ließ sich nicht bereden. Und so verkaufte Theobald Kremser auch dieses Bild nicht. Er nannte darauf das Bild nach dem Orte um,

in dem Karl der Kahle wirklich einmal eingezogen ist, und schickte das Bild wie alle seine übrigen Gemälde auf die Reise. In allen Kunstvereinen Süd-, Mittel- und Norddeutschlands wurde Theobald Kremsers Kolossalgemälde ausgestellt. Je kleiner die Stadt war, um so besser waren die Kritiken. Einige Kritiker knüpften unter Beihilfe des Konversationslexikons lange historische Erörterungen an das Bild und bewunderten das historische Wissen des Münchner Kunstmalers Theobald Kremser. Trotzdem aber konnte sich niemand entschließen, das Bild zu kaufen. Nach dreijähriger Reise kam das Gemälde nach Danzig, um im Kunstverein dieser Stadt ausgestellt zu werden. Die ganze Stadt war in zitternder Erregung, um den Einzug Karls des Kahlen mit eigenen Augen sehen zu können. Vier Arbeiter mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, die Riesenleinwand an der Wand zu befestigen. Da gab es plötzlich einen Krach. Ein Nagel löste sich aus der Wand. Das Bild kam ins Rutschen und fiel krachend und polternd zur Erde. Der Rahmen zerbarst und die einzelnen Holzsplitter rissen die Leinwand von 12 Meter hoch und 18 Meter breit in Stücke. Obendrein fiel noch von der Leiter herab einer der Arbeiter mitten hinein in das Bild. Der Einzug Karls des Kahlen war unrettbar verloren.

Drei Tage später erhielt Theobald Kremser vom Danziger Kunstverein folgenden Brief:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Zu unserm lebaften Bedauern hat sich mit Ihrem meisterhaften Gemälde „Der Einzug Karls des Kahlen", das Sie die besondere Güte hatten, uns zur Ausstellung im hiesigen Kunstverein zu überlassen, ein schwerer Unglücksfall ereignet, den wir aufs tiefste beklagen. Beim Aufhängen Ihres Meisterwerkes ist das Bild durch einen beklagenswerten Zufall von der Wand heruntergefallen und ist es vollständig zerstört worden, so daß wir genötigt sind, die ergebene Bitte an Euer Hochwohlgeboren zu richten, uns mitzuteilen, welche Schadenersatzansprüche Sie an den unterzeichneten Kunstverein zu stellen sich gezwungen sehen. Gleichzeitig gestatten wir uns, Ihnen durch die Bayerische Handelsbank in München die Summe von 30,000 Mk — in Worten dreißigtausend Mark — zu übersenden, uns wohl bewußt seiend, daß wir den ideellen Verlust, den Sie durch den sich in unserem Hause leider zugetragenen Unglücksfall erleiden, nicht ersetzen können. Um aber alles zu tun, was in unseren Kräften steht, erlauben wir uns, Sie, hochgeschätzter Herr Professor, ergebenst zu fragen, ob Sie geneigt sind, eventuell für den Danziger Kunstverein ein Porträt des ersten Bürgermeisters von Danzig anzufertigen, wofür wir Ihnen ein Honorar von 10,000 Mk — in Worten zehntausend Mark — bewilligen würden. Wollen Euer Hochwohlgeboren uns gütigst mitteilen, ob Euer Hochwohlgeboren diesem er-

gebenſt vorgeſchlagenen Schadenerſatz ein williges Ohr leihen würden. Mit dem Ausdruck des tiefſten Bedauerns und der größten Hochachtung der Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenſte

Kunſtverein Danzig.
J. A.: Heinrich Jürgens."

Theobald Kremſer erwiderte auf dieſen Brief:

„An den Kunſtverein Danzig!

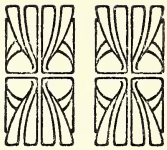
Ich begreife nicht, wie ſich in Ihrem Kunſtinſtitut ein derartiger Unglücksfall ereignen konnte. Man ſcheint in Danzig die Kunſt nicht ſehr hoch zu ſchätzen, daß man mit der fünfjährigen Arbeit eines Künſtlers derart umgeht. Ausnahmsweiſe will ich mich bereit erklären, auf Ihre vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehen und erwarte umgehend die Überſendung der 40,000 Mk. Im nächſten Monat werde ich in Danzig eintreffen, um Ihren Bürgermeiſter zu porträtieren. Für alle Unkoſten, die mir durch dieſe unliebſame Reiſe entſtehen, haben Sie natürlich aufzukommen.

Hochachtungsvoll!

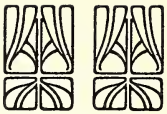
Theobald Kremſer."

Das Geld traf ein. Eines Morgens ſtand ein Kaſſenbote der Bayeriſchen Handelsbank an Theobald Kremſers Bett. Theobald Kremſer wuſch ſich, ließ ſich die Haare ſchneiden, kaufte ſich einen neuen Anzug und neue Stiefel und fuhr dann nach Danzig, wo er auf Koſten des

Kunstvereins sechs Monate sich aufhielt. Eine junge Bürgerstochter, die noch nie einen Künstler gesehen hatte, verliebte sich in ihn und wollte ihn durchaus heiraten, obwohl er einen Ansatz von Buckel hatte; aber es war doch der Buckelansatz eines Künstlers — das war das Entscheidende. Das Mädchen brachte ihm 120,000 Mk. mit in die Ehe. Die Hochzeit fand noch in Danzig statt. Jetzt lebt Theobald Kremser mit seiner Frau als Rentner in München. Er malt nur noch in seinen Mußestunden.



Ein Künſtlerſtreich.



Ein Künſtlerſtreich.

Peter Jürgens, ein wilder übermütiger Junge, hatte mit neunzehn Jahren das Gymnaſium in Bremen abſolviert, nun ſollte er Kaufmann werden, ſo wünſchten und wollten es ſein Vormund und ſeine Verwandten, damit etwas Ordentliches aus ihm würde. Einzig und allein ſeine ſanfte Mutter trat für ihn ein; ſie war es auch, die es durchſetzte, daß Peter nach München gehen durfte, um ſeiner Sehnſucht Ziel und Wunſch zu erreichen. Er wollte Maler werden, und ſein glückliches Talent entwickelte ſich heiter und raſch; doch ſeiner Kräfte Übermaß floß auch hier über in ſchalkhaften, tollen Streichen, von denen ſeine kühne Laune einen an den andern reihte in harmloſer, fröhlicher Folge.

Nach dreijährigem Studium an der Akademie und einem weiteren Jahre eigener Arbeit trat Peter Jürgens zum erſten Male vor die Öffentlichkeit. Der Erfolg war glänzend; der junge Künſtler hatte ſogar zwei Verkäufe zu verzeichnen. Als dieſe Meldung ſeine Bremer Anverwandten erreichte, in deren Augen er bis dahin als ein verkommener, mit laſterhaften Neigungen be-

hafteter Menſch, von dem man ungern in ihren Kreiſen ſprach, galt, da gingen ſie in ſich. Ein Künſtler iſt doch eigentlich nichts. Nun aber hatte Peter Jürgens Geld verdient, 4500 Mark, obwohl er gar keinen Beruf hatte. Das machte Eindruck. Alſo machte ſich Senator Marcellus Stolterfoth auf, um ſeinen Pflegeſohn, den Kunſtmaler Peter Jürgens, in München zu beſuchen.

Es war kurz nach Schluß des Oktoberfeſtes, als eines abends Peter Jürgens in einem Kreiſe von Kollegen und Kolleginnen in der American Bar ſaß; am Vormittage desſelben Tages hatte Peter die Nachricht erhalten, daß Senator Marcellus Stolterſoth übermorgen am Samstag Nachmittag 4.30 Uhr mit dem Schnellzuge aus Hamburg in München einträfe; ſeine Gemahlin Goswida würde ihn begleiten und er bäte Peter, ſeinen Pflegeſohn, ſie beide am Bahnhof zu erwarten. Peter war für dieſes Mal die Laune für den Schlaraffia-Abend verdorben: die Nachricht quälte und bedrückte ihn, und er rief einmal über das andere: „Kinder, Kinder, was ſoll ich blos mit den ſteifen, alten Plumpſäcken hier anfangen?“

Plötzlich ſprang er auf und rief über den ganzen Tiſch: „Kinder, ich hab's! — Kellner, eine Flaſche Sekt! — Ich hab keine Luſt und auch gar keinen Grund, dieſen Herrn Senator, meinen Pflegevater, ernſt und würdevoll zu empfangen; dieſen ſteifen, vertrockneten Bohnen-

ſtangen muß man imponieren. Das iſt das einzige Mittel, ihnen Reſpeckt vor der Kunſt einzutrichtern; man muß ihnen beibringen, daß die Kunſt ein gutes Geſchäft iſt, daß man durch die Kunſt viel Geld verdienen und daß man durch die Kunſt ſpielend die höchſten, geſellſchaftlichen Verbindungen anknüpfen kann; dann werden ſie einſehen, daß die Kunſt ein lukratives Handelsobjekt iſt; und ich habe gewonnenes Spiel. Zum Schluß kaufen ſie mir vielleicht ſogar noch ein Bild ab."

Peter Jürgens ſtrahlte über das ganze Geſicht; dann fuhr er fort: „Ja, und ihr müßt mir alle helfen. Erſt einmal müſſen wir meine Wohnung herrichten, mit alten Renaiſſancemöbeln reich und behaglich ausſtatten; an die Wände kommen die Karikaturen von der Oktoberfeſtwieſe, aber nur ſoweit man ſie halbwegs ernſt nehmen kann. Auf Deinen Lenbachſchen Mommſen ſchreibſt Du, Hans Schröder, recht groß eine Widmung: „Seinem lieben Peter Jürgens Franz von Lenbach."

Die ganze Geſellſchaft brach in ein ſchallendes Gelächter aus und Mine Ting, die Kunſtgewerblerin, rief einmal über das andere: „Famos, famos! Peter, Du biſt ein Mordskerl."

Sie ſaßen noch lange beiſammen und berieten hin und her. Am Samstag abend ſollte in Peter Jürgen's weiträumiger Wohnung ein großes Souper ſtattfinden, „mit allen Schikanen", wie Mine Tings betonte. Jeder bekam eine

Rolle zugeteilt. Der Eine sollte als Lenbach kostümiert, der Andere als Fritz August von Kaulbach, der Dritte als Defregger, der Vierte als Grützner erscheinen usw.; absolute Ähnlichkeit mit den Koryphäen der Münchner Kunst war durchaus nicht erforderlich, denn Herr und Frau Stolterfoth kannten ja keinen dieser Künstler.

Einmal, als schon so ziemlich alle Rollen verteilt waren, meinte Hans Schröder, einer müsse doch auch als Franz Stuck auftreten. „Na, na," sagte Peter Jürgens, „so weit sind die noch nicht in Bremen. Für die gilt heute gerade Böcklin als der Modernste, der Revolutionärste — als das, was in der Politik die Sozialdemokratie ist. Stuck — vielleicht haben sie den Namen in Bremen auch schon gehört — wäre für sie die absolute Anarchie. Und das kann man einem Herrn Senator aus Bremen nicht zumuten, daß er mit Anarchisten zusammen am Tische sitzt."

Alles lachte, und Mine Ting rief wieder einmal über das andere:

„Peter Du bist ein Mordskerl."

Schließlich aber entschied man sich doch dafür, daß der Anarchist Franz Stuck am Samstag abend erscheinen sollte. Paul Bömmler wurde für diese Rolle bestimmt, weil er ein gar so fürcherlich verwegenes Aussehen hatte und sich durch den wildesten Haarwuchs auszeichnete, wie man ihn nur bei Anarchisten zu finden pflegt.

* * *

Der Hamburger Schnellzug fuhr mit der üblichen Verspätung brausend und pruschtend in die Halle. Der Strom der Reisenden ergoß sich aus den Waggons und flutete auf den Perron. Als Letzte entstiegen einem Kupee erster Klasse ein würdiger, alter Herr mit strengem, steifem Gesicht, dessen hochrote Farbe von einem weißen Knebelbart umrahmt war; er war seiner Gattin, einer wenig jüngeren Dame in schlichter, aber geschmackvoller Toilette im Stile der siebziger Jahre, beim Aussteigen behilflich. Kaum standen beide sicher und wohlbehalten auf dem Perron, als ein Diener in schöner, tadellos neuer Livree von elegantem Schnitt vor sie hintrat, den Hut bis auf die Erde lüftete und bescheiden fragte:

„Habe ich die Ehre mit Herrn und Frau Senator Stolterfoth?"

Das großkaufmännische Ehepaar stand wie angewurzelt vor diesem herrschaftlichen Diener und musterte ihn sprachlos.

„Darf ich die gnädigen Herrschaften ergebenst an den Wagen geleiten, der die gnädigen Herrschaften sofort ins Hotel bringen wird. Ich komme im Auftrage des Herrn Peter Jürgens."

Nie hat ein Lohndiener derartig die Worte gesetzt; aber Axel Hartwig, der aus bescheidenen Verhältnissen stammte und als Kunstakademiker oft tagelang hungerte, war der Ansicht, je devoter er spräche, umso glaubwürdiger wirke er.

Der Wagen rollte vor den „Vier Jahreszeiten" vor; der Diener sprang vom Bock, öffnete

den Schlag, und Herr und Frau Senator Stolterfoth schritten eine Front von sich tief verbeugenden Kellnern, Oberkellnern, Hausmeistern, von Schlüsselwärtern und Beiboten ab; so gelangten sie in den ersten Stock, wo Peter Jürgens für seine Pflegeeltern vier Zimmer gemietet hatte. Peter Jürgens stand im Frack mit graubrauner Sammtweste im ersten Zimmer und begrüßte freundlich und liebenswürdig seine Anverwandten.

„Ihr müßt entschuldigen, daß ich Euch nicht selbst von der Bahn abgeholt habe," sagte Peter Jürgens, „aber ich war heute vom Prinzregenten zur Tafel befohlen. Ich wäre viel lieber nicht hingegangen, aber so eine Einladung kann man schwer absagen, wie Ihr Euch denken könnt. Das würde der alte Herr furchtbar krumm nehmen."

Das alles sprach Peter Jürgens ganz natürlich und frisch, als handelte es sich um die gleichgiltigste, alltäglichste und selbstverständlichste Sache von der Welt.

Diese Mitteilung, vor allem der Ton, in dem Peter sie machte, schüchterte den Senator sowohl wie seine Gattin ein; sie hielten ihr Erstaunen ein wenig zurück, erkundigten sich wohlwollend und reserviert nach Peter Jürgens Befinden und gratulierten ihm in demselben Ton zu seinen Erfolgen. Peter sagte ihnen, er hätte heute abend einige seiner näheren Freunde, eine Anzahl Kollegen zu sich gebeten in der Annahme, daß seine Pflegeeltern gern einmal einen Abend unter

Künſtlern verbringen würden; für ein ganz einfaches Abendeſſen hätte er geſorgt.

Kurz nach halb acht Uhr fuhr die Equipage vor den „Vier Jahreszeiten“ vor und brachte Herrn und Frau Senator Stolterfoth in die Kaulbachſtraße, wo in einem alten, idylliſchen Hauſe, das inmitten eines verwilderten Gartens lag, Peter Jürgens wohnte. Der Lohndiener ſprang vom Bock, öffnete den Schlag und geleitete die Herrſchaften bis zur Haustür, von wo ein zweiter Lohndiener ſie bis zur Treppe führte; ein dritter Lohndiener geleitete die Herrſchaften die Treppe hinan, ein vierter in die Garderobe und endlich ein fünfter in den Empfangsſalon, an deſſen Hauptwand der „Mommſen von Franz v. Lenbach“ hing. Die Widmung war ſo groß mit roter Farbe auf den ſaucigen Hintergrund aufgetragen, daß Herr Senator Stolterfoth ſie ſehr bald bemerkte und ſeine Frau darauf aufmerkſam machte. Sie waren beide ſehr erſtaunt und wollten es anfangs garnicht recht glauben. Da trat Peter Jürgens ins Zimmer.

„Sag mal, mein lieber Peter, dieſes Bild hat Lenbach Dir geſchenkt?“ ſagte Frau Senator in einem Ton, gemiſcht aus Ehrfurcht und Ängſtlichkeit.

„Ja, ja,“ ſagte Peter Jürgens, „das iſt in München ſo üblich, wir Künſtler tauſchen hin und wieder mal Studien aus; ich hab' Lenbach mal einen großen Akt geſchenkt und da hat er mir . . .“

„Akte malst Du?“ fragte nachdrücklich und vorwurfsvoll die Senatorin.

„Ja gewiß,“ warf Peter Jürgens so ganz leicht hin.

„Kennst Du denn den Professor von Lenbach?“ fragte der Senator ein wenig mißtrauisch.

„Aber natürlich; siehst Du, da kommt er gerade!“ Die Tür war aufgegangen; und herein trat ein Mann, der Lenbach tatsächlich entfernt ähnlich sah. Peter Jürgens ging ihm entgegen:

„Guten Abend, lieber Herr Professor. Darf ich Sie mit meinen Pflegeeltern bekannt machen; Herr und Frau Senator Stolterfoth aus Bremen — Professor Franz von Lenbach.“

„So, so, Sie sind also aus Bremen,“ sagte Herr Professor von Lenbach, der nur mit Mühe seinen Berliner Dialekt unterdrückte; dann fuhr er nach einer Pause fort:

„Ja, ja, ich habe auch mehrere Senatoren gemalt.“

Peter Jürgens drehte sich um und ging ans Fenster, denn er mußte lachen. Der Mensch war zu ungeschickt. Nie würde Lenbach so etwas sagen.

Wieder ging die Tür auf. Es kamen nacheinander die Professoren Defregger, Grützner, Kaulbach und Uhde. Zuletzt erschien der Anarchist Professor Franz Stuck, der furchterregend aussah.

Aber Peter Jürgens kannte seine teuren Pflegeeltern.

Frau Senator Stolterfoth fragte den Anar-

chiſten, der mit Franz Stuck nicht die geringſte Ähnlichkeit hatte:

„Sie gehören wohl der modernen Richtung an, Herr Profeſſor?“

„Aber nadierlich,“ ſächſelte Stuck.

Man begab ſich zu Tiſch. Frau Senator Stolterfoth fühlte ſich als einzige Dame ſehr unglücklich; im Flüſterton bat ſie ihren Mann, gleich nach Tiſch aufzubrechen.

Vor jedem Gedeck ſtanden ſechs verſchiedene Weingläſer und ein Maßkrug. Neben vier übereinander aufgebauten Tellern lagen ſechs bis ſieben Gabeln und Meſſer; aber es dauerte lange, bis der Diener den erſten Gang ſervierte. Auf einer großen blechernen Schüſſel wurde ein ungeheurer Eisklumpen herumgetragen, der in einer Höhlung in der Mitte eine mittelgroße Portion Kaviar enthielt. Frau Senator Stolterfoth nahm ſich eine Meſſerſpitze voll. Der Herr Senator desgleichen, den Reſt nahm ſich Profeſſor von Lenbach; dann wurde der Eisklumpen alleine herumgereicht.

Da aber fuhr Peter Jürgens in gerechter Entrüſtung den Diener an: „Was fällt Dir Sauluder ein! Wirſcht neuen Kaviar holen!“

„Aber Peter, haſt Du denn gar kein Benehmen,“ ſeufzte die Frau Senatorin, „bedenke doch die Gäſte!“

„Ja,“ ſagte Profeſſor von Lenbach, „eine ſonderbare Wirtſchaft.“ Dann fuhr er fort, um ſeine bayriſche Abſtammung erkennen zu laſſen: „Das iſt halt a Kreiz.“

Nach dreiviertel Stunden brachte der Diener den zweiten Gang: Rehbraten mit Preißelbeeren. Dazu trank man Moselwein.

Es folgte der vierte Gang: Weißwürste mit Kartoffelpuree. Dazu trank man das Bier, das schon vorher eingeschenkt war. Der Nachtisch bestand in Rahmstrudel; dazu trank man wieder Moselwein. Als darauf Professor von Lenbach seine Pfeife aus der Rocktasche holte und Professor Stuck sich eine Virginia anzündete, erhob sich Frau Senator Stolterfoth; sie hatte genug; sie wollte gehen. Die unfeinen Manieren dieser Menschen irritierten sie. Peter versuchte sie zum Bleiben zu überreden.

Nein, sie wollte durchaus fort.

„Ich fühle mich nicht wohl in diesem Kreise; ich bin bessere Gesellschaft gewöhnt," sagte die Senatorin streng und steif, „diese Herren haben keine Lebensart."

Peter erschrak. Sollten sie merken, oder wenigstens ahnen, daß er sie zum Besten halte? Es war alles so schön gelungen; und er hatte bestimmt darauf gerechnet, daß er seinen Pflegeeltern so imponiert hatte, daß sie ihm ein Bild abkauften vor lauter Respekt vor seinen Erfolgen, denn knickerig war Senator Stolterfoth nicht. Peter nahm sich zusammen; er wurde liebenswürdig, teilnahmsvoll und fragte leise und bescheiden:

„Darf ich Euch nicht in mein Atelier führen und Euch meine neuesten Arbeiten zeigen?"

„Wir danken. Heute nicht. Vielleicht morgen," erwiderte die Senatorin kalt und entschieden.

„O Gott, o Gott," seufzte Peter Jürgens vor sich hin: ihm ahnte Schlimmes.

Draußen auf dem Vorplatz erhob sich ein Lärm: lachend, schreiend und singend bewegte sich etwas die Treppe hinauf. Die Tür sprang auf. Ein junger Mensch von angenehmen Äußeren, ein lustiger Springinsfeld tänzelte ins Zimmer, an jedem Arme eine junge Dame von unzweideutigem Aussehen, von unzweideutigen Geberden und Gesten.

Es war der Bildhauer Karl Weismann mit seinem Geschpusi, der „Baronesse" Hallenloh, und ihrer Freundin, die sich aus seinem Arm befreite und auf Peter losstürzte, ihn umhalste und Buss'l auf Buss'l auf die genialen Lippen des Meisters drückte. „Mei Herzerl, ja da bist ja, mei Herzerl," schrie sie einmal über das andere, ohne sich um die andere Gesellschaft im mindesten zu kümmern.

Die Senatorin war erbleicht und einer Ohnmacht nahe; sie wagte nicht einmal ihre Lorgnette mehr zu gebrauchen. Senator Stolterfoth trat schutzbereit vor sie hin; seine Augen rollten vor Zorn und mit Stentorstimme herrschte er seinen Pflegesohn an:

„Was soll das bedeuten, Peter? — Was sind das für Damen? Verkehrst Du in solcher Gesellschaft?" und er zitterte am ganzen Körper.

„Ja, das ist in München so üblich," erwiderte Peter Jürgens kleinlaut.

„Goswida, wir verlassen sofort diese Spelunke," schrie der Senator und zerrte seine Gattin zur Tür hinaus.

„Jessas, Jessas," seufzte Peter Jürgens, als die Tür knallend hinter ihnen ins Schloß gefallen war, „die kaufen mir kein Bild mehr ab." Aber er faßte sich bald wieder. „Na Kinder, immerhin können wir ja jetzt zum Sekt übergehen; das erste Glas wollen wir auf das Wohl meiner teuren Pflegeeltern leeren."

Die ganze Gesellschaft, die über den improvisierten Ulk der drei neuen Gäste anfangs selbst verdutzt gewesen war und über den unerwarteten Ausgang des Festes betrübt schien, freute sich, daß Peter Jürgens selbst die ganze Sache so leicht nahm; und die gute Laune brach überall schnell wieder durch. Jetzt nahm erst das eigentliche Fest seinen Anfang, das die Gesellschaft bis zum frühen Morgen beisammenhielt.

Senator Marcellus Stolterfoth aber reiste am nächsten Morgen, nachdem er sich von seiner ersten Empörung erholt hatte, mit seiner Gemahlin Goswida unverzüglich nach Bremen zurück. Jetzt war er überzeugt, daß sein Pflegesohn, Peter Jürgens, ein schlechter Mensch sei; und er enterbte ihn gleich nach seiner Rückkehr. Peter Jürgens aber ist heute einer der bedeutendsten und gesuchtesten Künstler in München.

Die Beleuchtungsprobe.

Die Beleuchtungsprobe.

Herr Professor Muffel hatte ein neues Hotel gebaut, das Hotel „Zum goldenen Kalb“. Als das Hotel fertig war, lud Herr Professor Muffel die Herren der Presse zu einer Beleuchtungsprobe ein. Auch Herr Hartekopf hatte eine Einladung zum Dienstag Abend $7^1/_4$ Uhr erhalten. Herr Hartekopf, einer der scharfsinnigsten und unverdorbensten Kunstkritiker der Residenz, hatte durchaus im Sinn, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten, nicht etwa um auf diese Weise wieder zu einem Honorar zu gelangen, sondern vornehmlich um seine architektonischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Herr Hartekopf nahm immer alles sehr ernst und erschien deshalb pünktlich zur festgesetzten Stunde. Herr Professor Muffel empfing ihn mit aller ihm zu Gebote stehenden Courtoisie.

„Nun Herr Professor, schon wieder ein Haus fertig. Das geht ja schnell bei Ihnen,“ sagte Herr Hartekopf.

„Ja, ich habe so'n jungen Mann, der mir geholfen hat. Darf ich Sie bekannt machen, Mr. Shameleß — Herr Hartekopf.“

Mr. Shameleß trug eine Samtweſte, denn er war ein Künſtler.

Herr Profeſſor Muffel machte Herrn Hartekopf, der die Ehre hatte, das vornehmſte Blatt der Reſidenz zu vertreten, auch mit dem Bauherrn bekannt, ein liebenswürdiger Herr von etwas verunglückter Figur, der beſtändig mit den Augen blinkte und mit den Armen ſtrampelte; er trug den Namen: Seraph Schacherle. Frau Schacherle war das Gegenteil ihres Gatten; ſie hatte etwas Königliches; man hätte ſie Königin-Mutter titulieren können. Aber man tat es nicht, ſondern wartete im Veſtibül, bis die Vertreter der Preſſe vollzählig erſchienen waren, von denen einige im Gehrock, andere im Jackett mit bunten und weißen Weſten kamen. Herrn Schacherle's Rechtsanwalt mit einem kleinen, appetitlichen Munde und einem prachtvollen Bauch war ſogar im Frack erſchienen.

Die Führung begann; es ging treppauf, treppab durch Zimmer mit zwei Betten und durch Zimmer mit einem Bett, durch Zimmer mit zwei Betten und Bad und durch Zimmer mit einem Bett und Bad. Das gab verſchiedenen Herren Veranlaſſung zu allerhand zweideutigen Witzen; Herr Hartekopf aber unterſuchte jedes Möbel auf ſeine Materialechtheit hin und machte ſich fortwährend Notizen. Er war eben ein gründlicher Kritiker. Herr Seraph Schacherle, der Bauherr, ſtrampelte dauernd mit den Armen und rief beſtändig; „Ja, do kennſt fei nix! Dös

is alles im neisten Stil. Dös is doch schön — gelns — nöt wahr?"

Herr Hartekopf hatte alles gesehen: Ehebetten, Toilettenzimmer, Dynamomaschinen, Mädchenkammern und Badezimmer, Nachtkästchen und Rauchzimmer; nur der Speisesaal fehlte noch. Herr Hartekopf war durchaus nicht befriedigt. Er hatte einen Kleiderschrank geöffnet, um ihn zu prüfen, und der Kleiderschrank hatte die Unverfrorenheit, vor den Herren der Presse mit einem jämmerlichen Gequietsch in sich zusammenzusinken. Ferner fehlte in einem Nachtkästchen das Nötigste. Herr Hartekopf runzelte die Stirn und verlangte gebieterisch nach dem Speisesaal.

„Der kommt zuletzt an die Reihe," sagte Herr Professor Muffel schmunzelnd.

Plötzlich erklang von einem nagelneuen Pianola der Pariser Einzugsmarsch, unter dessen schneidigen Klängen die Herren der Presse begeistert in den Speisesaal kommandirt und getrieben wurden.

Den Schluß der Beleuchtungsprobe bildete ein Festmahl — die Bestechung der Presse.

Der rührige Wirt hatte aus dem besten Hotel der Residenz ein vorzügliches Souper bestellt, damit die Herren der Presse am nächsten Morgen auch die Küche des „Goldenen Kalbes" loben konnten.

Herr Professor Muffel hielt eine Rede und brachte einen Toast auf den Bauherrn aus, der

jetzt so schnell mit den Augen blinkte, daß alle glaubten, er müsse weinen. Dann erhob sich Herr Rechtsanwalt Schikaneder und redete eine volle halbe Stunde über die Schönheiten des Hotels:

„Nein, nicht für das gemeine Volk ist dieser paradiesische Bau geschaffen, für uns, für die Gebildeten, die wir die Kunst zu schätzen wissen. Wer von uns, die wir hier versammelt sind, möchte nicht in einem dieser herrlichen Zimmer mit den schönen, weichen Betten seine erste Hochzeitsnacht verleben! Kann man sich ein schöneres Elysium denken für eine solche, süße Nacht?" Also schloß Herr Schikaneder, dem der Schweiß den Hals hinunterrann, indem er das „Goldene Kalb" hochleben ließ.

Es war spät geworden. Auch Herrn Hartekopf hatten sie total betrunken gemacht, und Herr Professor Muffel schmunzelte.

Da erhob sich der Vertreter des „Berliner Intelligenzblattes", Herr Nasso Lehmann, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, und brüllte durch den Speisesaal:

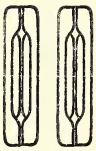
„Nun ziehn wir mit Jesank
In 'n andres Restaurank."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Berichte, meine verehrten Leser und Leserinnen, haben Sie alle am anderen Tage sicher selbst gelesen. Zu Ehren des Herrn Hartekopf muß ich noch bemerken, daß er in einem langen Artikel in dem angesehensten Blatte der Residenz

so sehr auf den Bauherrn, Herrn Professor Muffel, auf die Nachtkästchen und die Küche schimpfte, daß das Hotel schon nach zwei Tagen wieder geschlossen werden mußte. Herr Hartekopf gehörte eben zu jenen gründlichen, unverdorbenen und wahrhaft guten Kritikern, die sich erst bestechen lassen und dann doch schimpfen.

Dialog.



Dialog.

Dr. Cartocci, ein Zahnarzt.
Adalbert Werkentin, ein Schriftsteller, bleich mit langen, schwarzen Haaren.

Im Wartezimmer des Zahnarztes Dr. Cartocci ist 45 Minuten lang der Schriftsteller Adalbert Werkentin mit qualvollem Gesichtsausdruck, die linke Hand fest gegen die linke Wange gepreßt, auf und niedergelaufen wie ein wildes Tier, das zum ersten Male in einen Käfig gesperrt worden ist. Die Tür geht auf, Dr. Cartocci, ein Mann von einigen dreißig Jahren, blond, gesund, kräftig und munter tritt ein.

Dr. Cartocci (sich vorstellend): Dr. Cartocci.

Werkentin: Adalbert Werkentin, Schriftsteller.

C. (freundlich): Sie haben Zahnschmerzen.

W. (qualvoll): Oh ....

C. (noch freundlicher): Schön. Schön. Kommen Sie.

W. (indigniert): Nein, es ist nicht schön, solche Zahnschmerzen zu haben.

C. (immer freundlicher): Ja, kommen Sie nur, es ist schon gut.

W. (entrüstet): Gut?? — Hören Sie denn nicht, daß ich Schmerzen habe? —

C. (ungeduldig): Ja, Ja — kommen Sie nur.

(Nimmt ihn beim Arm und führt ihn ins Operationszimmer): Bitte nehmen Sie Platz.

W. (verzweifelt): Das kann ich nicht.

C. (erstaunt): Was können Sie nicht? —

W. (empört): Mich auf diesen Folterstuhl setzen. Ein Stuhl, wie für eine elektrische Hinrichtung.

C. (schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und betrachtet sprachlos den Schriftsteller Adalbert Werkentin.)

W. (empört): Ich bin doch ein Mensch.

C. (mit Fassung): Ja, Ja, Sie sind wohl ein Mensch.

W. (sich sammelnd, dann ein wenig ruhiger): Herr Doktor, ich bin ein sehr sensibler Mensch — Schriftsteller —, können sie Ihre widerlichen Quälereien nicht an mir vornehmen, wenn ich auf einem gewöhnlichen Stuhle sitze? Diese Folterstühle reizen mein ästhetisches Empfinden zum Widerstand. (verzweifelt): Ich bin Kulturkämpfer, Vorsitzender des Vereins zur Verbreitung der Schönheit und des Frohsinns unter den Menschen, ich bin Dichter, Herr Doktor.

C. (kopfschüttelnd, nimmt den Schriftsteller Adalbert Werkentin beim Arm und drückt ihn in den Operationsstuhl): So — wollen Sie ein Glas Wasser, damit Sie sich etwas beruhigen?

W. (erschöpft, merklich erbleichend): Ich danke.

C. (sucht unter seinen Instrumenten einen Mundspiegel): Wo haben sie denn überhaupt Schmerzen? Bitte wollen Sie den Mund einmal öffnen.

W. (mit verzweifeltem Nachdruck): Das kann ich

nicht. (Atemholend): Herr Doktor, ich mache ſie darauf aufmerkſam, daß ich ein ſehr ſenſibler Menſch bin.

C. (beluſtigt): Aber lieber Herr, Sie werden doch den Mund öffnen können.

W. (noch viel verzweifelter): Nein, das kann ich nicht.

C. (Legt den Mundſpiegel wieder fort. legt die Hände auf den Rücken): Sind Sie immer ſo?

W. (ſich zuſammennehmend): Ich bin eben ſehr ſenſibel, Herr Doktor.

C. (kopfſchüttelnd): Entſchuldigen Sie eine Frage: Sind ſie wirklich ein Mann, oder haben Sie ſich nur als Mann verkleidet? Sie benehmen ſich wie ein junges Mädchen in der Brautnacht.

W. (ſich noch ein wenig mehr zuſammennehmend): Was haben Sie denn für ein Inſtrument in der Hand, Herr Doktor?

C. Einen Spiegel, nichts als einen Spiegel.

W. (nachgebend): Nun alſo. Meinetwegen. (Öffnet den Mund, ſchließt ihn aber ſofort wieder und hüpft in die Höhe): Iſt es auch wirklich nur ein Spiegel?

C. Es iſt nur ein Spiegel. Da ſehen Sie ſelbſt.

W. (öffnet den Mund.)

C. (führt ihm den Spiegel in den Mund.)

W. (hüpft in die Höhe.)

C. (drückt ihn auf den Stuhl nieder, hält ihm den Mund offen und nimmt raſch ein Inſtrument zur Hand,

mit dem er ein wenig an dem kranken Zahn herumkratzt.)

W. (hüpft in die Höhe.)

E. (mitten in der Arbeit): Einen Augenblick, einen Augenblick. Es tut gar nicht weh. Es kann gar nicht weh tun..... Soo — (läßt den Patienten los.)

W. (dem der Schweiß auf der Stirne steht, bleich, und erschöpft seufzend): Ach, das ist ja furchtbar. Sie sind so namenlos brutal und grausam. Und ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich so sehr sensibel bin.

E. Ich habe ja vorläufig den Zahn nur untersucht. Das kann ja gar nicht weh tun. Der Zahn sieht sehr schlimm aus; er muß heraus.

W. (entrüstet): Ausziehen? — Mir kann man keinen Zahn ausziehen. Das lasse ich mir denn doch nicht gefallen.

E. Dann werde ich's mal auf andere Weise versuchen. (Stellt die Bohrmaschine neben ihn und beginnt zu treten.)

W. (hüpft in die Höhe, empört): Ich lasse mich nicht bohren.

E. Ja, mein Gott, was soll ich denn mit Ihnen tun, Herr Werkentin?

W. (noch viel empörter, zitternd und bleich): Sie sind überhaupt kein Zahnarzt, Sie sind ein — ein Luftmörder. Sie wollen mich nur quälen und haben obendrein noch Ihre Freude daran — eine recht perverse Freude, Herr Doktor!

E. (energisch): Na, nun wird mir die Geschichte aber zu dumm. Warten Sie! (Nimmt

des Dichters Hände, preßt sie auf dessen Kniee, schlägt sein rechtes Bein über dessen Hände und Beine, daß der sich nicht rühren kann, reißt ihm gewaltsam den Mund auf, nimmt die Zange zur Hand und zieht den Zahn unter gewaltigen Anstrengungen heraus.)

W. (schreit, brüllt wie ein angestochenes Schwein, beißt den Zahnarzt mit aller Gewalt in die Hände.)

C. (hat den Zahn herausgezogen, seine Hand blutet, läßt aber von dem Patienten und legt die Zange bei Seite. Plötzlich springt der empörte, entrüstete Dichter Adalbert Werkentin auf): Was fällt Ihnen ein, mich so zu vergewaltigen, ich bin ein sensibler Mensch, ein Dichter! Sie, gemeiner Kerl! Sie wissen nicht umzugehen mit feiner organisierten Menschen, mit Dichtern. Mich wie einen Bauern zu behandeln. Sie sollten Lustmörder werden, Sie Canaille, Sie! (er hält einen Augenblick die Hand um die Backe. Seine Empörung kocht aber weiter. Noch einmal schreit er:) Ich bin ein sensibler Mensch. Darauf haben Sie Rücksicht zu nehmen, verstanden! (Seine Augen glühen vor Zorn, er holt aus und haut dem Zahnarzt eine Ohrfeige herunter.)

C. (springt auf ihn zu, drückt ihn wieder in den Operationsstuhl nieder und bindet ihn dann fest, klingelt seinem Groom, ruft dem entgegen, als er eintritt): Schnell der Sanitätskolonne telephonieren. Sie soll einen Wagen schicken. Hier ist ein Herr verrückt geworden.

W. (matt, erschöpft): Verrückt? — Ich habe Ihnen gesagt, Herr Doktor, ich bin ein sehr sensibler Mensch. Das ist alles.

C. (wieder ruhiger): Nein, das ist durchaus nicht alles. Sie haben mich in ganz wahn-

witziger Weise beschimpft und mir obendrein noch eine Ohrfeige gegeben. Sie sind verrückt!

W. (ganz matt): Nein, ich bin ein Dichter, ein sehr sensibler Mensch.

C. (geht an sein Pult und schreibt etwas.)

W. (matt): Binden Sie mich los, Herr Doktor.

C. (tritt an ihn heran): Sind Sie wieder ruhig, ganz ruhig?

W. (sehr matt): Es ist vorüber.

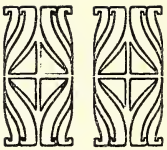
C. (bindet ihn los und überreicht ihm die Rechnung.)

W. (liest die Rechnung: Zahnziehen 10 Mark, eine Ohrfeige 200 Mark. Summa 210 Mark. Lächelt ironisch und überlegen): Herr Doktor, wenn Sie nicht so gewalttätig gewesen wären und mir, einem so sensiviten Menschen, nicht so furchtbar weh getan hätten, so würde ich versucht haben, Ihnen Ihre Rechnung zu bezahlen. Ich werde Ihnen immerhin meinen Gedichtband „Morbide Verse eines Sensitiven" schicken. Im übrigen: Ihre Annoncen in den Münchener Neuesten Nachrichten, in denen Sie Ihr ganz schmerzloses Zahnziehen anpreisen, beruhen auf Unwahrheit. Adieu. (Er geht müde mit schleppenden Schritten zur Tür, öffnet sie und geht hinaus, während Dr. Cartocci mit offenem Munde und feuerrot glühender Backe dasteht, stumm, sprachlos, wie versteinert, dann faßt er sich plötzlich ärgerlich an den Kopf:)

Nun kann ich auch noch den Sanitätswagen bezahlen; der wird wohl schon unten stehen.

Leutnant Sorgenfrei.

Eine lehrsame Denunziantengeschichte.



Leutnant Sorgenfrei.

Eine lehrsame Denunziantengeschichte.

Adalbert Sorgenfrei, Leutnant in der siebenten Kompagnie des dritten Infanterieregiments, war ein kluger und gewissenhafter Offizier, der sich durch seine Energie, durch seine Pflichttreue und seine Intelligenz die Zuneigung sämtlicher Offiziere seines Regiments erworben hatte. Aber auch bei seiner Mannschaft war Leutnant Sorgenfrei infolge seiner Leutseligkeit, Nachsicht und Milde sehr beliebt. In seinen Mußestunden beschäftigte sich der Leutnant mit den Künsten. Er hatte Verkehr gewonnen mit einigen Literaten und Malern, hatte im Laufe der Zeit sich ein paar Bilder erworben und besaß eine schön ausgewählte Bibliothek. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß Leutnant Sorgenfrei sich eines schönen Tages mit einer jungen Schriftstellerin verlobte, die er nach einigen Monaten zum Altar führte. Das junge Ehepaar führte ein behagliches und überaus glückliches Leben. Nichts trübte ihr sonniges Idyll, in dem es keinen Streit, keinen Hader, keine Mißverständnisse gab. Sogar unter Dienstbotensorgen hatten Sorgenfreis nicht zu

leiden. Seit drei Jahren hatten sie immer dasselbe Mädchen; und dieses Mädchen hieß Marie. Marie war ein kräftiges, gesundes Mädchen, sauber und appetitlich, fleißig und bescheiden, treu und zuverlässig. Marie hatte nur eine Schwäche: sie hatte ein allzu gutes, ein allzu offenes, liebebedürftiges Herz. Des öfteren wurde sie ermahnt vorsichtig und vernünftig zu sein. Aber diese Ermahnungen fruchteten wenig; denn die Dralle selbst empfand sich gerade in dieser Hinsicht nicht schwach, sondern im Gegenteil besonders stark und kräftig. Das traf auf ihre mollig gerundeten Hüften auch durchaus zu. Infolgedessen wird es auch verständlich sein, daß Marie einen Schatz hatte. Das Leutnantspaar wußte davon und wunderte sich nicht weiter darüber, da sie beide in ihrem Eheleben in gewisse Dinge Einblick gewonnen hatten. Wer dieser Schatz war, das wußte der Leutnant allerdings nicht. Der Leutnant wußte keineswegs, daß der Schatz seiner Marie der schon dreimal mit Mittelarrest vorbestrafte Gemeine Xaver Bumm aus seiner Kompagnie war. Das ist erwiesen. Jeden Sonntag, wenn Marie sich für ihren „Ausgang" vorbereitete, nahm die Frau Leutnant das Mädchen ins Gebet, ermahnte sie mit ihrem Schatz nicht zu weit zu gehen, sich nicht mit ihm auf das Letzte einzulassen. Dann hatte Frau Leutnant Sorgenfrei das angenehme Gefühl, ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben, ließ das Mädchen gehen, sagte ihr noch, daß sie und ihr Mann zum Abend-

brot eingeladen seien, und machte dann mit ihrem Gatten einen friedsamen Sonntagsnachmittagsspaziergang. Marie ging am Arme des Infanteristen Xaver Bumm zum Aumeister. Als sie im Sonnenuntergang zurückkehrten, fragte Xaver sein Mädchen: „Ist deine Herrschaft heut abend zu Haus?“ — „Nein,“ antwortete Marie und errötete. Xaver Bumm preßte ihren Arm und schlug ein schnelleres Tempo an. Vor dem Hause seines Leutnants machte der Infanterist Xaver Bumm nicht die geringste Miene sich zu verabschieden und umzukehren, sondern stieg ruhig und selbstverständlich mit seiner Marie die drei Treppen hinan. Marie schloß die Tür auf und der Gemeine Xaver Bumm trat ein, besaß sogar die schamlose Frechheit, seine Mütze und sein Seitengewehr im Korridor an den gleichen Kleiderhaken aufzuhängen, an denen der Helm und der Degen seines Leutnants hingen. Dann ließ er von seiner Marie sich ein Abendessen servieren; und man geht wohl nicht fehl, daß Marie trotz der Ermahnungen der Frau Leutnant nach dem Abendbrot sich mit ihrem Schatz auf das Letzte einließ. Ich würde ihr diese Nichtswürdigkeit sicherlich nicht andichten, wenn sie nicht durch spätere Ereignisse erwiesen wäre. So ging es viele Sonntage, viele Monate, ja ein ganzes Jahr lang. Alle Bewohner des Hauses hatten mit der Zeit von dem nichtswürdigen Lebenswandel der Marie des Leutnants Sorgenfrei Kenntnis genommen; aber das glückselige und liebenswürdige Leutnants-

paar erfuhr von alledem nichts; denn Xaver Bumm blieb niemals länger als zehn Uhr. Einige Leute im Hause waren dafür, den Leutnant über die Abscheu erregenden Dinge aufzuklären, die sich während seiner Abwesenheit häufig in seiner Wohnung abspielten. Es geschah aber nicht, obwohl ein älteres Fräulein, das sich jedesmal aus moralischem Ekel erbrechen mußte, wenn Marie ihr auf der Treppe begegnete, mit der Zeit sich sogar ein schweres Magenübel zugezogen hatte, weil sie dieser Unmoral fortgesetzt zuzuschauen gezwungen war. Monate verstrichen. Endlich beschwerte sich Fräulein Stumpf selbst beim Hausherrn, der aber zuckte die Achseln und sagte: „Dös geht mi nix an." Die Dralle erblühte obendrein noch bei diesem Lebenswandel; ihre Formen wurden runder und ihr Gesicht hübscher und farbiger. Einmal nun, als das Wetter recht schön war, machten Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei eine Gebirgstour. Marie hatte ihre Herrschaft schon eine ganze Woche vorher von diesem Ausflug, der drei Tage währen sollte, sprechen hören, und hatte nicht verfehlt, Xaver Bumm davon zu unterrichten. Xaver also bat seinen nichtsahnenden Leutnant für dieselben drei Tage um Urlaub. Da er in letzter Zeit sich ordentlich geführt hatte, wurde ihm der Urlaub bewilligt.

Kaum nun waren Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei eine Stunde abgereist, da stieg schon Xaver Bumm gemächlich die drei Treppen zu

seiner Liebsten hinan. Marie trug ihm ein kräftiges Mittagessen auf, kochte ihm Kaffee und gab ihm von ihres Leutnants Zigarren. Nachmittags gingen sie spazieren; zum Abendbrot kamen sie wieder nach Hause. Ich weiß diese Dinge von jener älteren Dame, die sich so leidenschaftlich entrüstete und alle Einzelheiten deshalb genau beobachtet hat. So trieben sie es drei Tage. Es wurde schon gesagt, daß Frau Leutnant Sorgenfrei die schwache, respektive starke Seite ihrer Marie sehr wohl kannte. Sie hatte Marie darum auch vor ihrer Abreise eindringlich ermahnt und, um während ihrer Abwesenheit das Mädchen ein wenig zu kontrollieren, eine Freundin gebeten, täglich einmal nach dem Rechten zu sehen. Am ersten Vormittag und am zweiten Nachmittag war Frau Dr. Hasensprung gekommen und hatte alles in Ordnung gefunden. Marie folgte ihr sauber und appetitlich, sittsam und bescheiden durch die Zimmer. Der Infanterist Xaver Bumm lag derweilen ganz ruhig ohne sich zu rühren unter Maries Bett.

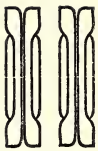
Es mag nun den Lesern für höchst wahrscheinlich gelten, daß Xaver Bumm in den Nächten zwischen diesen drei Tagen sich nicht nur unter dem Bett, sondern auch in dem Bett der Marie zu schaffen gemacht hat. Ich wollte, die Annahme meiner Leser träfe zu. Aber leider tat dieses Liebespaar noch einen Schritt weiter auf dem Wege des Leichtsinns, der selbst mich, der ich ein freigesinnter und lebenslustiger Mensch bin,

zur Entrüstung zwingt. Das Dienstmädchen Marie Huber und der Infanterist Xaver Bumm mißbrauchten in diesen beiden Nächten das Ehebett von Herrn und Frau Leutnant Sorgenfrei. Nichts für ungut. Aber ich finde, das geht zu weit. Ich würde natürlich dergleichen nicht niederschreiben, wenn die Sachlage nicht erwiesen wäre. Die ältere Dame aus dem zweiten Stock hat in der Nacht zwei Stunden lang die beiden im Schlafzimmer des Leutnants Sorgenfrei mit dem Opernglas von der Straße aus beobachtet und alle Einzelheiten festgestellt. Und sie war es auch, die am nächsten Tage zum zweiten Male zu dem Hausherrn ging und kategorisch von ihm verlangte, daß er gegen dieses schamlose Treiben in der Wohnung des Leutnants Sorgenfrei einschreite. Der Hausherr war ein Mann, der in den letzten Jahren viel Geld verdient hatte und nun das dringende Bedürfnis in sich fühlte, im öffentlichen Leben irgend eine Rolle zu spielen. Er wußte aber nicht recht wie. Einmal hatte er in letzter Zeit schon für Wohltätigkeitszwecke 2000 Mark gestiftet; doch niemand hatte ihm dafür einen Orden, niemand einen Titel geboten. Als das ältliche Fräulein ihm ihre Entrüstung vorjammerte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, und er sagte der unglücklichen Dame, ihre Beschwerde würde sofort Berücksichtigung finden. Am nächsten Tage erklärte er seinen Beitritt zum Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Drei Tage darauf denunzierte er den Leutnant Sorgenfrei wegen

Kuppelei bei diesem Verein. Gleichzeitig lancierte er in den Bayrischen Kurier einen vor Entrüstung überschäumenden Artikel: Schamlose Zustände in einer Leutnantsfamilie, in der das Vorgefallene in der krassesten Weise übertrieben wurde. Der Artikel klang in einen pathetischen Ruf nach dem Staatsanwalt aus. Und wirklich, der Staatsanwalt nahm sich der Angelegenheit an. Nun kamen für Leutnant Sorgenfrei schwere Tage; er stand unter der Anklage der Kuppelei und mußte sich vor Gericht rechtfertigen. Herr Baumeister Wanner und Fräulein Natalie Stumpf waren als Zeugen geladen. Fräulein Stumpf mußte alles erzählen, was sie mit Hilfe des Opernglases beobachtet hatte. Im Laufe des Prozesses aber stellte sich heraus, daß Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei von den Liebesfesten, die während ihrer Abwesenheit ihr Dienstmädchen Marie Huber mit dem Infanteristen Xaver Bumm in ihrer Wohnung gefeiert hatten, nichts gewußt hatten, was sie auch eidlich zu erhärten vermochten. Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei wurden also freigesprochen. Dagegen aber wurde der Hausbesitzer und Bauunternehmer Michael Wanner erstens wegen fälschlicher Denunziation zu drei Wochen Gefängnis verurteilt und zweitens zu neun Monaten Gefängnis wegen Duldung unsittlicher Vorgänge in seinem Hause; denn er hatte ja, wie der Prozeß ergab, schon vier Monate lang seit der ersten Beschwerde von Fräulein Natalie Stumpf um die unsittlichen Vorgänge

gewußt, die sich in der Wohnung des Leutnants so häufig abgespielt hatten, und sie doch nicht gleich unterdrückt. Also hatte er sich der Kuppelei schuldig gemacht. Aber auch der Infanterist Xaver Bumm wurde mit Gefängnis bestraft wegen Mißbrauch des Ehebettes seines Vorgesetzten und Subordination; und das alles wegen ein bißchen Liebesübermut. Das Dienstmädchen Marie Huber ging straffrei aus, wurde von Herrn und Frau Leutnant Sorgenfrei mit Schimpf und Schande davongejagt, weil sie sich mit dem Infanteristen Xaver Bumm auf das Letzte eingelassen hatte, und das sogar im Ehebett ihrer Herrschaft. Aus Mitleid habe ich die Ärmste bei mir aufgenommen. Sie versieht bei mir die Dienste einer Haushälterin und ist sittsam und bescheiden, treu und zuverlässig, sauber und appetitlich. Fräulein Natalie Stumpf aber ist empörter denn je; allabendlich steht sie mit dem Opernglas wieder auf der Straße. Ich aber schließe Fenster und Vorhänge, wenn die Dralle auf meinem Schoß sitzt. Nichts vermag unser verschwiegenes Glück zu stören.

Eliwine Anflat.



Elwine Unflat.

„Du hättest besser getan, Otto, ihr das Billet nicht zu geben," sagte meine Frau.

„Aber warum denn nicht? Du bist zu streng. Gönnst Du dem Mädel dieses Vergnügen nicht? Ich schreibe jährlich ein Dutzend theoretische Artikel über die künstlerische Erziehung des Volkes und muß doch auch einmal etwas Positives für die Volksbildung tun."

„Lieber Mann, im Deutschen Theater wird sich ihre Volksseele wohl kaum bilden können; dort gerät sie höchstens auf Abwege und fängt mit Männern an. Und Du weißt, darin bin ich streng — das Stubenmädchen und die Köchin können meinetwegen einen Schatz haben; aber das Kindermädchen, nein, das laß ich nicht zu."

„Liebste Else, Deine Grundsätze sind ja aller Ehren wert; aber Du kannst doch von der Unflat nicht absolute Neutralität verlangen, nur weil sie Dein Kindermädchen ist. Die hat doch auch Herz und Gemüt — und außerdem ist sie sehr hübsch."

„Ich finde es sehr merkwürdig, daß Du so oft betonst, daß Wine hübsch ist."

„Na, ja, sie ist doch hübsch?“

„Otto, ich verbiete Dir, das noch einmal zu sagen.“

„Aber, liebe Else, bist Du eifersüchtig? Soll ich Dir sagen, daß Du schön bist, daß Dein reiches, goldenes Haar von duftender Weichheit ist, daß Deine zarte, schmale Hand... so jetzt lächelst Du wieder. Und nun laß mich noch einmal ruhig und sachlich die Bemerkung machen, daß die Unflat hübsch ist. Sie ist hübsch und riecht — nein sie stinkt nach Windeln und Aufwaschwasser!“

Else lachte: „Was tut sie?“

„Sie stinkt nach Windeln und Aufwaschwasser.“

„Pfui, Otto, wie kannst so über Wine sprechen; aber, sag mal, woher weißt Du denn das?“

„Weil mir der Geruch in die Nase steigt, wenn sie ins Zimmer tritt.“

„Ich glaube, ich muß sie doch ein bischen mehr von Dir fernhalten, damit Du durch schlechte Gerüche nicht zu sehr belästigt wirst.“

Es klingelte. Meine Frau stand auf. „Ich muß hinaus und öffnen; denn die anderen beiden Mädchen schlafen schon.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ist es nicht vollkommen unverständlich,“ sagte ich zu meiner Zigarre, da sonst Niemand im Zimmer war, „meine Frau ist die Tochter des verstorbenen Kultusministers von Reitmann, Arthur Schopenhauer war ihr Großonkel; sie ist

fünf Jahre und drei Monate mit mir verheiratet und kann noch immer nicht verstehen, daß ich nicht nur mich an ihrer Seite äußerst wohl befinde, sondern daß Else, meine teuere Frau, mir auch vollkommen genügt. Nie habe ich geglaubt, daß eine Frau meine Seele derartig überschätzen könnte, und nun soll sogar ein hübsches, aber übelriechendes Mädchen und mit derben Fäusten behaftetes Bauernmädel, das obendrein noch Unflat heißt, mein Herz in Vibration versetzen. Es ist zum Lachen, nicht wahr, Jakob?"

Meine Zigarre hört auf den Namen Jakob. Jakob verschleierte sein feuriges Auge mit grauer Asche und wollte gerade sagen:

„Die Eifersucht der Frau ist der Gradmesser für ihre Liebe," da kam meine Frau schon wieder zurück.

„Ach, Else, die Unflat soll mir doch noch eine Flasche Wein aus dem Keller holen; ich möchte noch etwas arbeiten: Château Grillet aus dem Fach links unten."

Else überhörte mich:

„Du, die strahlt ja vor Glück und Wonne. Kaum, daß sie mir guten Abend sagte. ‚Na, so a guater, gnädiger Herr,' sagte sie, ‚so was Schön's hab i mei' Lebtag no net g'seh'n. Denken's, gnädige Frau, aa Hundefamilie, wo zu Nacht gessen hat, akkurat wia Sie, i moan an so a'm Tisch, und die schönen Sänger von Tegernsee und so a ausg'schamte Tänzerin, so a ausg'schamte, und a Schlangenmensch, wo die

Füaß über'n Kopf z'samm'schlagt, und zum Schluß der Bikoskop mit da Eisenbahn.' Aber der Schlangenmensch scheint sie ganz besonders aufgeregt zu haben."

Es klopfte und die Unflat trat ein.

Ein stattliches Mädchen von voller Figur in blauem Kattunrock und roter Bluse gekleidet; aus den Ärmeln sahen derbe grobe Fäuste mit Rillen in den Fingern heraus. Ihr hübsches Gesicht war sehr gerötet und die blauen Augen schwammen in Seligkeit.

„Gut'n Abend, Herr Professer."

„Nun, haben Sie sich gut unterhalten, Eliwine?"

„O, i dank schön, Herr Professer, es war ja wirklich so wunderscheen, und i hab so lacha müassen bei die dressierten Hund' und dem Schlangenmensch, wo mit die Füaß hintern Kopf langt..." Es ergoß sich ein ungeheuerer Wortschall aus ihren dicken, hübsch gerundeten Lippen.

Dann brachte sie den Wein; und es ward wieder ruhig im Hause. Ich saß gebeugt über meine stille Gelehrtenarbeit. „Ueber den Einfluß Savonarolas auf die Zunft der Goldschmiede in Florenz"; meine Frau saß am Kamin und las in dem neuen Buch Ellen Keys „Ueber Liebe und Ehe."

Das Feuer im Kamin knisterte; von der Annakirche her schlug die Uhr elf —

Plötzlich hörte ich durch die stille Nacht ein leises Wimmern, das immer lauter und immer

jämmerlicher wurde, dann in ein Stöhnen überging und in einem endlosen, markerschütternden Geschrei endete.

Da ich sehr neurasthenisch bin, dachte ich: ein Mord? Als Gatte, Vater und Hausherr hat man die Pflicht und Schuldigkeit, jede Anwandlung von Feigheit in solchen Fällen niederzukämpfen; und so stand ich denn auf, ergriff von meinem Schreibtisch die Waffen, die gerade zur Hand lagen — eine Papierscheere und eine Kindertrompete — und eilte — meine Frau war beim Lesen friedlich eingeschlafen — durch den Salon, durch das Speisezimmer, durch das Zimmer meiner Frau bis in unser Schlafzimmer. Da stürzten mir schon in angstvoller Verzweiflnng Anna, die Köchin, und Mina, das Stubenmädchen, im Nachtgewande entgegen und klammerten sich an meine Arme: „O Herr Professer, helfen's, helfen's, der Teifi, der Teifi!"

„Ja, was ist denn los," schrie ich die Mädchen an, daß sie von mir abließen.

„O mei, o mei — bei der Elwine ist der Teifi, der Teifi!"

Ich stieß die Mädchen bei Seite, durchschritt den Korridor und ging auf das Zimmer der Unflat zu, aus dem ununterbrochen ein mörderisches Geschrei herausdröhnte.

An der Tür prallte ich zurück. Ich konnte im ersten Augenblick die Situation nicht überschauen. Auf dem Nachttisch brannte die Lampe. Der Bettvorleger war in die Mitte des Zimmers

gelegt; auf diesem kleinen Teppich lag ein Klumpen Fleisch, der irgendwo schrie. Es war wirklich unheimlich. War das ein Mensch? Sollte das die Unflat sein? Ich suchte meine Eindrücke zu ordnen und faßte klar und bestimmt einen Punkt, der mir gerade zugewandt war, in's Auge; von ihm aus tastete ich mich weiter: endlich fand ich den Kopf zwischen den Beinen. Der Mund war weit aufgerissen und brüllte, brüllte; die Füße lagen verschränkt im Nacken.

Ich verstand. Der Schlangenmensch! Die Taten des Schlangenmenschen hatten die Unflat nicht schlafen lassen; sie hatte ihm nachgeeifert und konnte ihre Beine jetzt nicht mehr hinter ihrem Kopf hervorziehen. Nun fing auch ich an zu schreien. Ich lachte, lachte aus vollem Halse; ich taumelte zurück vor erschütternden Zwergfellkrämpfen. Nie habe ich in meinem Leben so lachen müssen; und die Erinnerung an diesen Anblick wird mich in meiner Sterbestunde noch erheiternd trösten. Die Unflat aber schrie immer weiter.

Inzwischen kam meine Frau auch herbeigeeilt. Auch sie sah den brüllenden Klumpen Fleisch; auch ihre Augen mußten sich erst zurecht finden. Als sie dann endlich die Situation begriffen hatte, da fing auch sie an zu lachen. So standen wir beide und hielten uns mühsam an der Tür aufrecht, so sehr wurden wir von Lachkrämpfen hin- und hergepeitscht — vor uns aber lag die Unflat und schrie, schrie, daß die Fensterscheiben klirrten.

Endlich konnte Elſe nicht mehr; ſie ſah mich an und erkannte nun plötzlich das Peinliche und die Gefahr dieſer Situation. Sie wurde ruhig und ſagte ſtreng:

„Otto, geh in Dein Zimmer. Das iſt kein Anblick für Dich.“ Ich ging.

Aus meinem Zimmer tönte mir ein Schluchzen und Wimmern und ein eintöniges Gemurmel entgegen.

Ich öffnete die Tür; von neuem geriet mein Zwergfell in Erſchütterung.

Vor dem großen Madonnenbilde aus der Werkſtatt des Botticelli — ich halte es für ein Bild des Botticelli — kniete Anna die Köchin im Nachtgewande und betete den Roſenkranz; und vor der Madonnenſtatue Tilmann Riemenſchneiders, die zwiſchen den beiden Fenſters ſteht, die auf die Iſar hinaus gehen, kniete Mina, das Stubenmädchen, und betete den Roſenkranz; ſie wollten der Unflat den Teufel im Nachtgewande austreiben. Ich verſuchte die beiden Mädchen zu beruhigen; aber es half nichts; der Angſtſchweiß ſtand ihnen auf der Stirn und kaum berührte ich ſie, da ſchrieen ſie: „Herr Profeſſer, der Teifi, der Teifi!“

So blieb mir denn nichts anderes übrig als zu meiner Waffe zu greifen; ich ſetzte die Kindertrompete an die Lippen und ſtieß ein paar Mal hinein.

Die Mädchen fingen nun erſt recht an zu ſchreien.

Meine Wohnung glich einem Narrenhaus.

Ich stürzte hinaus, griff nach meinem Hut und lief die Treppen hinunter auf die Straße, Ärzte zu holen, einen Frauen- und einen Wundarzt für die Unflat, je einen Nervenarzt für Köchin und Stubenmädchen und den Pater Benediktus für die Teufelsaustreibung. Diese fünf Männer haben mit meiner Frau und mir die ganze Nacht hindurch im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet, um die Beine der Unflat wieder einzurenken, Köchin und Stubenmädchen von ihrem religiösen Wahnsinn zu erlösen und um den Teufel aus meiner Wohnung zu treiben.

Um halb sieben Uhr morgens konnten meine Frau und ich endlich das Bett aufsuchen.

Als wir um elf Uhr aufstanden, war die Unflat aus unserer Wohnung; „weil i mi gar so schaamen tu", hatte sie auf einen Zettel geschrieben. Aber auch Köchin und Stubenmädchen baten um ihre Entlassung, „weil der Teifi ja noch a mal z'rück kommen könnt!"

Nie, niemals werde ich in einem meiner Dienstmädchen wieder ein Billet für das Deutsche Theater geben.

Die schwarzen Kellnerinnen.

Die schwarzen Kellnerinnen.

Ein junger Mann von angenehmem Äußern, strohblondes Haar, blaue, blitzende Augen und blühend rote Gesichtsfarbe, saß auf einer wackligen Holzbank vor einem ebenso wackligen, sauber gedeckten Tisch — das weiße Linnen zeigte nur wenige Fettflecke der vorausgegangenen Wochentage — in dem langen, schmalen Restaurationsraum des Hotel Vereenigung in Amsterdam und wartete der Speisen, die er bestellt hatte. Vor wenigen Stunden erst war er in Amsterdam angekommen, hatte seinen Koffer auf dem Bahnhof gelassen und war so von ungefähr über die breite Brücke in die Stadt hineingeschlendert, um sich eine Unterkunft zu suchen. Am Dam vor dem königlichen Palast blieb er stehen, ein wenig verwirrt und betäubt von dem Trambahngeklingel und den Menschen, die Arm in Arm in langen, bunten Reihen singend und lärmend über den Platz zogen. Ein wenig verlegen und eingeschüchtert schaute er sich um, dies war sicher keine Straße, wo er für seine bescheidenen Ansprüche passende Unterkunft suchen durfte. Er wandte sich

nach rechts durch die Damstraat und bog in die enge Warmoesstraat, deren alte, hochragende Giebelhäuser einen wohligen Eindruck von Sauberkeit und Gemütlichkeit machten. Mühsam kämpfte er sich durch die auf- und niederflutenden Menschenreihen hindurch, blieb zögernd bald vor diesem, bald vor jenem Gasthaus stehen und betrat endlich, ohne sich länger zu besinnen, den nach der Straße offenen Restaurationsraum des Hotel Vereenigung. Hier fand er, was er suchte. Der Wirt war ein Deutscher, ein biederer Schlesier mit einem Bart, der ihm bis auf den Nabel reichte, und obendrein hieß er Hartwich Ramsauer. Das alles war sehr vertrauenerweckend, und seine Preise waren wirklich zivil.

Die Speisen wurden aufgetragen: Herr Huber aß, Herr Huber zahlte, wischte sich die Lippen und stand auf, um ein wenig in den Straßen zu promenieren. Es war ein warmer, duftender Augustsonntagabend; die Menschen wühlten und drängten sich in dichten Reihen durch die schmale Straße, jubelten und lärmten und schäumten über vor Lebenslust und Lebensfreude. Junge, dralle Holländerinnen pufften den blonden Fremdling, der staunend dieses fremdartige Treiben betrachtete, in die Seite, lachten ihm ins Gesicht und riefen ihm übermütige, wilde Worte zu: „Komm mit," flüsterte ihm ein junges, blauäugiges Mädchen zu, das kaum den Kinderjahren entwachsen schien, und lehnte sich schmiegsam an seine Schulter. Michael Huber stieg das Blut zu Kopf; aber

er riß sich los und ließ sich weiter treiben von dem Strom dieser jauchzenden, feiernden Menschen.

An einer Straßenecke blieb er stehen; er war wie berauscht, trunken von dem brünstigen Aufruhr unter diesen sonntäglichen Menschen. Junge und alternde, frische und verlebte Mädchen von hübschem und häßlichem Ansehen zwinkerten, lachten, flüsterten ihm Liebesworte zu. Es war das Leben, das ihn umbrauste; er sah das alles, wie im Traume an sich vorübergleiten.

Da trat ein Mann auf ihn zu, der ihn schon lange ins Auge gefaßt hatte; eine untersetzte Figur mit fettem, bartlosen Gesicht und leicht zerschlissener Kleidung; dieser Mann erinnerte entfernt an einen alternden Komödianten aus Michaels Heimatstadt.

„Sie sind wohl ein Deutscher, mein Herr," fragte dieser Mann in süßlich lauerndem Ton.—

Michael bejahte.

„Amsterdam ist eine schöne Stadt. Haben Sie schon viel gesehen? O, es gibt hier sehr viel zu sehen — und Mädchen! Ich sage Ihnen, diese Holländerinnen, das sind Weiber. Und erst die Weiber, die mit den Schiffen aus den Kolonien kommen! Haben Sie hier schon mal schwarze Weiber gesehen? Das is kolossal, sag ich Ihnen!"

Der Blick dieses Mannes nahm jetzt einen gemeinen Ausdruck an.

„Sooo?" fragte Michael interessiert und sah dem Kerl ins Gesicht; dabei schoß ihm wieder eine Blutwelle zu Kopf.

„Wollen Sie mal schwarze Kellnerinnen sehen?“ fragte der Mensch nun weiter, „ganz nackt? —,“ setzte er noch nachdrücklich hinzu.

Das ahnungslose Kindergemüt dieses jungen Künstlers war dem schlauen Verführer verfallen.

Michael bezwang seine erweckten Sinne ein wenig und sagte leichthin: „Warum nicht?“

Der Weg führte durch enge Gassen, an deren Haustüren plaudernde Menschen standen; man mußte über einen Gracht, über einen Platz an der Synagoge vorüber; und wieder bogen sie in dunkle, schmale Quergassen ein, die schlafend und wie ausgestorben dalagen. Überall roch es nach Fischen und Tran. Es wurde Michael unheimlich zu Mut.

„Wir sind gleich da,“ ermunterte ihn der Fettwanst — und nach einer Pause: „Was sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf?“ Er lauschte gespannt.

„Kunstmaler,“ sagte Michael einfach.

„Kunstmaler?“ wiederholte der Fettwanst enttäuscht, „so — so — was wirft denn das ab im Monat — ich meine, ist das ein gutes Geschäft?“

Michael sagte befremdet: „Geschäft! — — Ich studiere überhaupt noch.“

„Ach da verdienen Sie noch gar nichts. Das ist nicht richtig. Geld ist die Hauptsache. Aber Sie habens wohl nicht nötig. Wenn man reiche Eltern hat, braucht man ja nichts zu verdienen.“

Eine seltsame, unbestimmte Angst stieg nun doch in Michael auf.

„Was sind Sie denn?“ fragte er.

„Pferdehändler,“ sagte der Fettwanst selbstbewußt.

Michael Huber dachte, wäre ich nur erst wieder zu Hause.

An einem dunkeln, weiten Platz, den nur eine einzige Gaslaterne mit spärlichem Licht bestrich, lag am Eingang einer Querstraße ein kleines Café. Hier traten sie ein. Es war ein niedriger, dünn beleuchteter, unfreundlicher Raum, in dem zwei schmale Holztische, mit je drei Stühlen davor, mühsam Platz fanden. An den Wänden hingen zwei verstaubte Öldrucke von entblößten Negerinnen und zwei weitere Darstellungen obszöner Art, die zu beschreiben unfein wäre. Im Hintergrund befand sich eine Glastür die durch unsaubere, rote Vorhänge vielversprechend verhängt war.

Das Lokal war leer, als sie eintraten.

„Niemand hier?“ rief der Fettwanst.

Da trat hinter dem Vorhang ein Riesenkerl, ein Hüne an Gestalt, heraus: „Guten Abend, meine Herren!“

„Sind die schwarzen Kellnerinnen nicht da?“ fragte der Fettwanst mit schmieriger Lüsternheit, hier ist ein junger Deutscher, ein Maler, der möchte sich gern etwas amüsieren,“ und der Fettwanst zwinkerte Michael vertraulich zu.

„Sie haben Besuch, aber sie werden gleich kommen,“ sagte der Wirt und maß den blonden, jungen Fant mit prüfenden Blicken.

Sie setzten sich und der Wirt brachte Bier.

Es kamen neue Gäste.

Ein eleganter Herr mittleren Alters mit flottem Schnurrbart, mit Lackstiefeln und einer schwer goldenen Uhrkette; seine Züge waren ein wenig verstört, und seine Blicke flackerten unruhig und angstvoll umher. Es war daher durchaus nicht angenehm neben ihm zu sitzen; aber er setzte sich doch zu ihnen.

Der Fettwanst knüpfte ein Gespräch an. Der elegante Herr stellte sich vor: „Fabrikbesitzer Beck aus Elberfeld."

„So, Sie sind Maler," sagte er dann, „oh da haben Sie hier viel zu sehen." Und er sprach vom Reichsmuseum; er schien offenbar ein gebildeter Herr zu sein.

Der vierte Gast hatte sich hinter Michael gesetzt. Er sprach kein Wort, blickte vor sich hin und rauchte; aber gespannt fing er jedes Wort auf. Sein bleiches, gedunsenes Gesicht, mit energischem Kinn und sinnlichen Lippen war kalt und gemein; seine Augen waren durch Niedrigkeiten entseelt. Michael schauerte zusammen.

„Auf das Weibervolk muß man immer warten. Haben Sie keine Karten, Herr Wirth, zum Zeitvertreib?" fragte der elegante Herr. Und der Hüne gab ihm ein fettiges Kartenspiel.

Der Herr mit dem niedrigen Gesichtsausdruck interessierte sich offenbar für diese Unterhaltung; er kam heran an den Tisch, stellte sich vor; „Viehhändler Bienenblau" und setzte sich.

Eine Weile sah er zu, dann bat er um die

Karten und leitete folgendes Spiel ein: Er zeigte eine Karte vor, miſchte ſie unter ſechs andere und legte die ſieben zugedeckt auf den Tiſch; nun ſollte man raten, wo die vorgezeigte Karte lag. Michael erriet es jedesmal.

Der Viehhändler wollte wetten, daß der elegante Herr es ſicher nicht erraten würde. Sie wetteten und der elegante Herr verlor; er verlor 50, 80, 100, 150 Mk. und zu guter Letzt noch ſeine goldene Uhrkette im Werte von 100 Mark.

Michael Huber ſtieg eine beklemmende Angſt in die Kehle. Die Zigarre entfiel ſeiner Hand; er bückte ſich und als er ſich wieder aufrichtete, ſah er, wie die Hand des Viehändlers ſich raſch von ſeinem Bierglas zurückzog, in dem ein weißes Pulver langſam niederträufelte. Ihm trat der Schweiß auf die Stirn; doch er dachte daran, daß er Geld und Wertſachen im Hotel abgegeben habe. Das tröſtete ihn.

Nun aber ſollte er wetten.

Nein, er wollte nicht; er könne ſich auch gar nicht beteiligen an der Wette, denn er habe kein Geld bei ſich.

Der Pferdehändler, der Viehhändler, der Fettwanſt, der elegante Herr, — alle redeten ſie auf ihn ein, bittend und drohend, es wäre ja nur Feigheit von ihm, er ſolle es doch einmal verſuchen, ſolle doch einmal hundert Mark ſetzen.

Aber Michael Huber blieb ſtandhaft — und endlich, als ſie nicht abließen ihn zu bedrängen,

zog er sein Portemonnaie heraus, öffnete es und zeigte den Inhalt vor: drei Gulden achtzig!

Nun, er werde doch wohl einen goldenen Ring haben, eine Uhrkette oder eine Uhr. Michael zeigte ihnen seine ringelosen Finger und seine schlichte Nickeluhr. Sie würden ihm doch nichts anhaben können. „Sie werden schon Geld bei sich haben — Sie wollen nur nicht," fuhr der Viehhändler ihn an und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch. „Na prosit," sagte er dann ein wenig ruhiger, griff mit der Hand nach dem Glase und trank.

Michael konnte vor Angst kein Wort mehr hervorbringen; er starrte entsetzt in das abgefeimte Spitzbubengesicht des Viehhändlers; diese drei Schurken warteten jetzt darauf, daß er trinken würde. Er nahm sein Glas und warf es mit einem plötzlichen Entschluß kraftvoller Verzweiflung dem Viehhändler ins Gesicht; mit der anderen Hand hatte er seine Uhr ergriffen und schleuderte sie in wildem Wurf dem neben ihm sitzenden Pferdehändler ins Gesicht. Dann sprang er auf, stürzte aus dem Café hinaus und rannte in wilder Flucht davon. Das war alles so schnell, so unerwartet geschehen, daß keiner von den dreien zur Besinnung gekommen war über das, was vorging; zudem war der eine durch die Uhr, der Viehhändler aber durch Glassplitter und das starke Betäubungsmittel schwer verletzt worden. Nur der Wirt hielt es für nötig, Michael nachzulaufen; aber auch der kam zu spät.

Michael war durch drei, vier Querstraßen in wilder Flucht gestürzt und hatte so seine Spur verwischt; und seine Lungen waren jung und elastisch.

Er lief, sprang über Hunde und Kinder hinweg und stieß die Menschen zur Seite; wohl eine Stunde lief er so durch die Straßen Amsterdams.

Irgendwo dann auf einem belebten Platz blieb er erschöpft stehen und lehnte sich schwach und müde gegen die Mauer.

Da trat ein Herr auf ihn zu, ein Mann von häßlichem, schmierigen Aeußern mit schlecht verhehlter, lauernder Lüsternheit im Blick und lüftete leise den Hut:

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie sind wohl Deutscher? — Wollen Sie vielleicht mal schwarze Kellnerinnen sehen?“ —

Michael Huber starrte den Menschen einen Augenblick mit wilden Blick an, dann stieß er ihn mit der Faust beiseite und rannte weiter ...

Von den Türmen der Stadt schlug es Mitternacht. Auf einer Bank vor dem Zoologischen Garten saß ein junger Mann mit zerzaustem Haar, verzerrten Zügen und angstvollem Blick. Michael Huber war auf seiner Flucht wieder einmal zusammengebrochen, schwarze Kellnerinnen! schwarze Kellnerinnen, ging es ihm fortwährend durch den Kopf, es gab ja gar keine schwarze Kellnerinnen, das war ja Unsinn, man wollte ihn ermorden ....

Er fühlte die Bank sich bewegen .... ein Herr hatte sich neben ihn gesetzt. Michael Huber wandte sich erregt um: „Verzeihen Sie, mein Herr, wissen Sie vielleicht, wie ich von hier zur Warmoesstraat komme?"

„Gewiß. Kommen Sie, ich werde Ihnen zeigen, wie Sie gehen müssen ... Sie sind auch Deutscher — so — haben Sie schon schwarze Kellnerinnen gesehen?" —

Michael erblaßte und ein Zittern durchlief seinen Körper. Vor seinen Augen drehte sich alles. Er stieß dem Menschen seine Faust ins Gesicht und lief davon.

Hinter sich hörte er einen Schuß knallen. Michael lief, lief und, als er an den Y kam, der still und ahnungslos im silbernen Mondschein träumte, da sprang er in kühnem Bogen in die Fluten. Das Wasser schrak auf und geriet in in gluckſende, quirlende Bewegung.

Ein vorübergehender Bürger warf seine Kleider ab und sprang ihm nach. Man zog ihn heraus, man holte einen Wagen, man brachte ihn ins Krankenhaus, man legte ihn ins Bett und pflegte ihn. Ein paar Wochen Nervenfieber waren die Folge dieser schrecklichen Nacht. In seinen Delirien sah Michael wenigstens endlich lebendige, schwarze Kellnerinnen; aber auch sie meinten es nicht gut mit ihm und verfolgten ihn mit fürchterlichen Mordinstrumenten.

Nun ist das alles vorüber. Michael Huber sitzt wieder malend in München. Er wäre schon

lange ein berühmter Maler geworden, wenn er damals in Amsterdam rechtzeitig ins Bett gegangen wäre und am nächsten Morgen, wie es sich gehörte, das Reichsmuseum besucht hätte, um sich an den alten Meistern zu bilden. Er aber wollte sich dem Laster in die Arme werfen und wurde dafür auch übel bestraft. Nach dem wahren Bericht dieser schrecklichen Begebenheit wird es wohl keinen Maler mehr gelüsten, an schwarzen Kellnerinnen Studien zu machen.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Totentanz

Ein Dutzend Novelletten

von

A. De Nora

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50.

„Die Geige in der Hand spielt Mynheer der Tod wie auf dem Bilde Böcklins zum Tanze auf und alle müssen sie ihm folgen, welche den Klang vernehmen, gleichviel ob freiwillig oder gezwungen. Es ist etwas Dämonisches in diesen Novelletten. Bewundernswert ist die Kraft der Darstellung und die Kunst der Sprache, welche mit sicherem Takt über Situationen weghilft, die leicht unästhetisch oder anstößig wirken würden, wenn sie ein Geringerer als De Nora darstellen wollte. Darum sind auch „Unersättlich" und „Das Lachen der Toten" die bestgelungensten unter den Novelletten. Eine edle, reine Menschlichkeit strahlt uns aus ihnen entgegen. Derjenige, der diesen traurigen Schicksalen einen so versöhnenden Schimmer verlieh, zeigte, daß er ein Künstler der Sprache und Darstellung ist".

(Leipziger Tageblatt.)

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Sensitive Novellen

von

A. De Nora

Farbige Umschlagzeichnung
von Ad. Münzer

Mod. Ausstattung br. M. 2.50, geb. M. 3.50

„. . . Im ganzen hat er mit feinfühligem psychologischen Verständnis seine Probleme aus den Menschen selbst heraus entwickelt, sie mit prickelndem Reiz umkleidet, so daß der Leser fortgesetzt in Spannung erhalten bleibt. Zweifellos ein interessantes Buch, das den als stimmungsvollen Lyriker aus der „Jugend" bekannten Verfasser von einer neuen, eigenartigen Seite zeigt." (Hamb. Fremdenbl.)

„. . . A. De Nora versteht es Lebensschicksale aufzugreifen, die die rasche Woge des Lebens gewöhnlich mit sich verschlingt, deren Aufschrei sie erstickt, und deren an die Grenze des Übersinnlichen reichende Macht an dem stumpfen Einerlei des Tages zerbricht. A. De Nora spürte diesen Schicksalen mit scharfem Blicke in die geheimsten Tiefen nach, mit der Sonde des Arztes versteht er sie bloßzulegen, und ihre geheimste Regung wird ihm zum Ereignis. Was jedoch nicht genug an diesem Buch zu rühmen ist, und was die künstlerische Note desselben ausmacht, ist die sichere und eindringliche Kunst der Erzählung, die seine Novellen an die besten deutschen Muster reiht. (Dtsch. Volksbote, Prag.)

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Stürmisches Blut

Hundert Gedichte

von

A. De Nora

Buchschmuck von A. Weißgerber

Mod. Geschenkband br. M. 2.50, geb. M. 3.50

„. . . Das Beste bietet A. De Nora in seinen „Liebesliedern", in denen wir das stürmische Blut, das in seinem glutvollen Herzen pulsiert, pochen fühlen. Hier bewährt sich der Verfasser als ein Dichter, der in feste, schön gefügte Formen frisches, warm atmendes Leben zu gießen vermag. Gesunde Sinnenfreude, jugendlich schäumende Lebensglut jubelt uns entgegen und reißt uns im Strome schwellender Empfindung mit fort . . ." (Münch. Allgem. Zeitg.)

„. . . Die Sprache der Verse ist von bedeutendem Wohllaut, so daß auch Gegner der Richtung, die in dem Werk zu packendem Ausdruck gelangt, manches Gedicht als eine Seele feiner Lyrik schätzen werde." (Saale-Zeitung.)

„. . . Dieses Buch wird dem reimgewandten und witzigen Poeten manchen neuen Freund zuführen."
(Hamburger Nachrichten.)

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Humoristische Bücher

von

Rudolf Greinz

Im Herrgottswinkel.
Lustige Tiroler Geschichten. 3. Tausend. Brosch. M. 3—. geb. M. 4.—.

Das goldene Kegelspiel.
Neue Tiroler Geschichten. 2. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Marterln und Votivtaferln
des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel.
Kartoniert M. 3.—.

Bergbauern.
Lustige Tiroler Geschichten. 3. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Tiroler Bauernbibel. 4. u. 5. Tausend.
Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Neues Wiener Abendblatt. „Greinz sucht in seinen Tiroler Bauerngeschichten keine Probleme aufzuspüren, er geht dem Ernst aus dem Wege. Er steht auf der Sonnenseite des Lebens. Er ist ein Schalk, der seine Figuren mit innigem Behagen vorführt, ihre komischen Eigenheiten mit scharfem Blick erspäht und ohne Sentimentalität mit gesunder Natürlichkeit schildert."

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Humoristische Bücher

von

Otto Ernst

Ein frohes Farbenspiel.

Humoristische Plaudereien. 17. u. 18. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Grazer Zeitung. „Übermütige sprudelnde Lustigkeit vereinigt sich in diesem Buche mit gemütsinniger poetischer Weltbetrachtung. Es ist ein in seiner Art ganz neues Buch: Otto Ernst hat die feuilletonistische Plauderei zur vollen Höhe des Kunstwerkes erhoben und ist dabei in jeder Zeile amüsant geblieben."

Hamburger Korrespondent. „Otto Ernst zeigt sich in seinem „Frohen Farbenspiel" als einer jener in Deutschland seltenen Schriftsteller, der mit bestrickender Grazie und gesundem Humor, dem aber auch der sittliche Grundton nicht fehlt, über alles mögliche zu plaudern versteht. Nur verleugnet er darin niemals den Deutschen, daß überall das warmherzige Gemüt hindurchleuchtet."

Vom geruhigen Leben.

Humoristische Plaudereien. Neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 16. bis 18. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Breslauer Morgen-Zeitung. „Die ganze Künstlerschaft Otto Ernsts entfaltet sich in diesen kleinen Skizzen und Novellen, die leicht hingeworfen scheinen und in denen so viel Lebens- und Menschenkenntnis enthalten ist."

Über Land und Meer. „In allen Gaben des schmucken Bandes tritt jene für Otto Ernst so bezeichnende Mischung sonniger Heiterkeit und begeisterten Ernstes dem Leser entgegen. Immer versteht er es, das Große und Allgemeine mit goldenen Fäden ans Persönlich-Menschliche anzuknüpfen und wiederum aus dem Engen, Blick und Seele ins Weite, Unvergängliche zu führen."

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Soeben erschienen:

Die
Abelsberger Chronik
von
Peter Rosegger

Den Schriften entnommene Sonderausgabe
6. und 7. Tausend.

Textzeichnungen von Anton C. Baworowski
Kartoniert M. 3.—

Peter Rosegger verdankt seine große Beliebtheit im deutschen Volke nicht in letzter Linie seinem köstlichen Humor, seiner unvergleichlichen Gabe, Menschen und Dinge in schalkhafter Weise darzustellen. Zu den besten Schöpfungen dieser Art gehören unstreitig die bisher in vielen Bänden zerstreuten Erzählungen von der Schildbürgerstadt Abelsberg und seinen Bewohnern, die jetzt zum ersten Male als „Abelsberger Chronik" in einem Bande vereinigt und mit zahlreichen, der Eigenart des Buches Rechnung tragenden Bildern von Anton C. Baworowski versehen, dargeboten werden. Die Firma L. Staackmann in Leipzig, die sich schon seit Jahren mit Liebe der Roseggerschen Schriften annimmt, hat sich auch mit diesem neuen, wirklich vornehm ausgestatteten Bande, der in elegantem Umschlag nur 3 Mark kostet, den Dank aller Literaturfreunde verdient. Wer recht von Herzen lachen will, kaufe sich das köstliche Buch, das der Dichter selbst mit einem schalkhaften Vorwort verversehen hat." **(Nationalzeitung, Basel.)**

91-B26377

DAMPFBUCHBINDEREI
vorm. F. A. BARTHEL
LEIPZIG